Geschichte der Turken

Karl Aspern

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte der Türken

Digitized by Google

Geſchichte der Türken

Von

Karl Aspern

Regensburg
Druck und Verlag von Joſef Habbel

Copyright 1915, by Josef Habbel, Regensburg.

Digitized by Google

232733
FEB 19 1920
F29
.A56

1. Kapitel.

Mohammed. Der Islam. Die Anfänge der Osmanen.

„Allah ist groß und Mohammed ist sein Prophet!" Unter diesem Kampfruf erzitterten jahrhundertelang die Grundfesten des Abendlandes. Der Halbmond kämpfte wider das Kreuz. Aber aus dem Angriffskrieg wurde am Ende ein Verteidigungskrieg. Und als im großen Völkerringen des zwanzigsten Jahrhunderts die Türken nochmals zu den Waffen griffen, da kämpften sie auf seiten der Deutschen gegen welsche Tücke, moskowitische Barbarei und englische Sklavenhaltung für Kultur, Freiheit und Recht.

Die Wiege der türkischen Bewegung und ihres Religionsstifters stand in Arabien. Als Land der Märchen und Beduinen ist es uns allen seit unserer Jugendzeit aus allerlei Büchern und Berichten vertraut. Und wie üppig wuchert die Phantasie auch des Erwachsenen, wenn jener exotische Name an sein Ohr klingt. Die Wirklichkeit freilich sieht etwas nüchterner aus.

Die gewaltige Halbinsel im Südwesten Asiens, im Norden vom Mittelmeer, im Westen vom Roten Meer, im Süden vom Arabischen Meer, im Osten vom Persischen Golf umspült, auf der einen Seite mit Sinai, auf der andern mit Persien zusammenhängend, bedeckt eine Bodenfläche von fast einem Drittel derjenigen, die Europa umfaßt. Die Bevölkerungszahl dagegen beträgt heute kaum fünf Millionen.

Das überaus wasserarme Land, in der Mitte eine unübersehbare Hochebene, fällt an den Küsten terrassenförmig ab. Zahllose Kamele und Pferde befördern und ernähren den Eingebornen. Sie vermitteln Handel und Wandel, erzeugen Wohlstand und helfen Ruhm erkämpfen.

Juden und indische Kaufleute trifft man neben Negern und Europäern in Arabien an. Die Hauptbewohner aber stellen neben den wandernden Nomaden, den sogenannten Beduinen, die seßhaften Araberstämme dar. Sie gehören alle zur semitischen Rasse, also zur Verwandtschaft des israelitischen Volkes.

Jeder Araberstamm haust für sich, hat seinen eigenen Emir oder Scheich, der aber kein Herr über Leben und Tod, sondern nur Führer im Streite und Vermittler im Frieden ist. Sonst herrscht die Blutrache zwischen den Stämmen, die blutige Selbsthilfe zwischen den einzelnen. Kamele dienen oft als Lösegeld vom Blutbann oder von der Gefangenschaft, heute noch wie in alten Zeiten.

Ursprünglich huldigten alle Araber einem von jüdischen Einflüssen nicht ganz freien Heidenglauben. Sie hielten am Dasein der menschlichen Seele fest. Aber auch die leblose Natur dachten sie sich beseelt. Und diesen Naturgottheiten galt ihre Verehrung. So besaß jeder Stamm seinen göttlichen Ahnherrn, aber dieser wechselte, wenn man die Gegend verließ und eine andere bezog.

Die älteste Geschichte Arabiens ist in Dunkel gehüllt. Wir wissen jedoch, daß im Süden des Landes in der vorchristlichen Zeit zwei Jahrtausende lang der allmächtige Stamm der Himjariten über Jemen herrschte. Nach dem Tod des gefürchteten Welteroberers Alexander des Großen gründeten nordarabische Stämme das Reich Hira. Ein anderer Stamm in Syrien gründete das Reich der Ghassaniden.

Der römische Kaiser Trajan zog zu Beginn des zweiten Jahrhunderts nach Christus nach Mittelarabien, allein es gelang ihm nur einen Teil der arabischen Landschaften unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Erst Mohammeds Religion, die unter den Arabern raschen Eingang fand, einigte die meisten Stämme und brachte sie unter das Zepter der Kalifen, der rechtmäßigen Nachfolger des großen Propheten.

Dieser selbst, um 570 in Mekka geboren, gehört zu den merkwürdigsten Menschen aller Völker und Zeiten. Seine Familie gehörte zu den minderen der Stadt, die als Wallfahrtsort blühte. Hier nämlich befand sich die geheiligte Kaaba, dem Mondgott Hubal geweiht. Mohammeds Vater soll ein Krämer gewesen und einige Monate nach der Geburt des Knaben auf einer Geschäftsreise in Medina gestorben sein.

Frühzeitig trat er in den Dienst der verwitweten Großhändlerin Chadidscha, einer mächtigen und wohl auch hübschen Dame. Die Frauen genossen damals mehr Freiheiten als in der späteren islamitischen Zeit, da man sie in den Harem sperrte und zu Sklavinnen der Männer machte. Sie konnten frei verfügen nicht nur über ihre Hand und ihr Vermögen, sondern auch selbstständig haushalten.

Mohammed, der stets ein kluger Rechner war, heiratete nun eines Tags die um fünfzehn Jahre ältere Chadidscha und hatte es nicht zu bereuen. Die

Kinder aus seiner Ehe starben allerdings frühzeitig. Aber das große Vermögen seiner Gattin setzte ihn instand, eine ganz andere Rolle zu spielen als etwa sein Vater gespielt hatte.

Der angehende Religionsstifter besaß eine mystische, grüblerische Natur. Das überlieferte Heidentum befriedigte ihn auf die Dauer nicht. Viel kam er auf seinen weiten Handelsfahrten mit Männern anderer Bekenntnisse zusammen, vornehmlich mit Christen und Juden, deren monotheistische Lehre (Glaube an einen einzigen Gott) ihm gegenüber der arabischen Vielgötterei mächtig imponierte.

Mohammed war kein Betrüger. Er glaubte an die ihm angeblich zuteilwerdenden Offenbarungen. Auf dem Berge Hira nächst Mekka lag er oft tage- und nächtelang in verzehrender Selbstkasteiung, sah in allerhand Träumen wunderbare Gesichte und erzeugte schließlich selbst im Zustande des Wachens Gebilde, die seine überreizte Phantasie für Wirklichkeit nahm. Er hielt sich allmählich für den wahren Gesandten Gottes. Und gar als er einmal die Stimme des Erzengels Gabriel gehört zu haben vermeinte, war es vollends um seine klare Vernunft geschehen.

Der fieberkranke Träumer verband sich mit dem dichterischen, empfindenden Araber zum Stifter einer Nationalreligion, in der neben den furchtbarsten Schreckbildern des Ewigen Gerichtes die wonnigsten Freuden des himmlischen Paradieses nicht fehlen durften, mit Legionen schöner Weiber und endlosen Eimern köstlichen Weines.

Die halb jüdisch-christlichen, halb arabisch-materialistischen Vorstellungen verdichteten sich allmählich zu einem ganzen System, dessen fanatischer Verkünder der ursprünglich so schüchterne kleinlaute Mohammed wurde. Begeisterung und Überzeugung machten ihn zum schwärmerisch beredten Propheten, der zunächst seine Frau und seine Freunde hinriß, mit der Zeit aber auch, trotz anfänglich größter Widerstände, in weiteren Kreisen Boden gewann.

Zunächst teilten nur wenige Sklaven und Angehörige der untersten Volksschicht Mohammeds Glauben an den alleinigen Gott und die unweigerliche Ergebung in den Willen Gottes, Islam, wonach die neue Religion ihren Namen führte. Es kam sogar zu Verfolgungen, in deren Verlauf die ersten Mohammedaner sogar gefoltert wurden. Aber diese Märtyrer trugen nur dazu bei, die Treue der Anhänger zu befestigen und den Samen der neuen Lehre auszubreiten.

Die Einwohner Mekkas fürchteten, ihr Wallfahrtsort könnte an Bedeutung und Zulauf verlieren und ihnen daher materieller Schaden erwachsen. Daher suchten sie die Gemeinde Mohammeds mit Stumpf und Stiel aus-

zurotten. Allein sie bedachten nicht, daß der Religionsstifter bei aller Schwärmerei doch ein vorzüglicher Kaufmann blieb und das Geschäft nicht außer Acht ließ, wie sich gleich zeigen wird.

Ein Teil der unterdrückten Sekte wanderte aus, nach Abessynien, wo sie hoffte, unter dem christlichen Njegus eher geduldet zu werden als unter den heidnischen Mekkanern. Denn auch ihr Glaube zeigte in den Anfängen außer jüdischen sehr viel christliche Elemente, selbst legendären Charakters, dem Wunderschatz der frühesten orientalischen Kirchen entnommen. Der Rest blieb in der Heimat und gewann durch den Übertritt des mächtigen Omar ibu al-Chattab aus hochadeligem Geblüt einen neuen Aufschwung.

Doch noch immer brachte des Schicksals wechselvolle Laune mehr Ungemach als Heil über die wachsende Schar. Bald sah sich Mohammed gezwungen, die Stadt zu verlassen und außerhalb derselben Zuflucht in einem Tal zu suchen, bald schloß er Kompromisse mit dem Heidentum, indem er verschiedene untergeordnete Dämonen in seine Lehre aufnahm, und schließlich, als alles nichts nutzte, begab er sich auf die Wanderschaft. 622 langte er in der Umgebung von Medina an. Von diesem Jahr der Auswanderung an datierten die Mohammedaner später ihre Zeitrechnung.

Der Kern seiner Anhänger siedelte sich mit ihm in Kuba bei Medina an, die übrigen in der Stadt selbst, die allmählich ganz zu ihm überging. Ein Bethaus wurde gebaut, in dessen Angesicht die Gläubigen die täglichen Andachtsübungen und Waschungen vornahmen. Denn diese, sowie das zuerst fünf- dann dreistündige Gebet gehörten zu den Hauptverpflichtungen des Islams. Ein eigener Gebetsrufer, Mueddsin, rief die heiligen Stunden aus.

In Medina befand sich auch eine beträchtliche Judengemeinde, die der Prophet anfangs zu bekehren hoffte. Allein die jüdischen Schriftgelehrten, so einfältig sie auch sein mochten, erwiesen sich als bibelfester und gelehrter und wiesen ihm so viele Widersprüche und Unmöglichkeiten nach, vor allem im engsten Anschluß an die überlieferte Heilige Schrift des Alten Testaments, daß dem weniger gebildeten Mohammed nichts anderes übrig blieb, als von seinem Vorhaben abzulassen, alle Religionsdispute aufzugeben und seine Anhänger zu versichern, die Juden seien von der rechten Überlieferung abgewichen.

Immer mehr wurde er sich seines Gegensatzes zu Judentum und Christentum und seiner arabischen Abkunft bewußt, immer stärker entwickelte sich der neue Glaube zu einer selbständigen arabischen Nationalreligion. So lautete z. B. sein Fastengebot ganz anders als bei den Juden oder Christen. Die Mohammedaner mußten einen ganzen Monat lang (Ramadan) fasten und

zwar am Tag sich jeglicher Nahrungsaufnahme enthalten, in der Nacht dagegen durften sie essen, was und wieviel sie wollten.

Auch entschloß sich Mohammed für einen nationalreligiösen Mittelpunkt. Und dieser sollte seine Vaterstadt Mekka werden. Er benützte zu diesem Zweck die Habsucht und die Beutegier der Bewohner von Medina und unternahm schließlich einen regelrechten Eroberungszug.

Zwischen Mekka und Medina kam es in der Folge zu erbitterten Kämpfen. Selbst Mohammed wurde einmal verwundet. Aber sein Ansehen und seine Macht wuchsen unaufhörlich. Bald war er nicht bloß der heiligste, sondern auch der gefürchtetste Mann seines Landes.

Die Kaaba in Mekka wurde zum Nationalheiligtum der Mohammedaner erklärt, und der Prophet herrschte wie ein despotischer Fürst über alle und alles.

Die byzantinischen Statthalter der Nachbarprovinzen wandten ihm jetzt gleichfalls ihre Aufmerksamkeit zu und suchten seine Freundschaft zu gewinnen. So schickte ihm der Vizekönig von Ägypten zwei Sklavinnen, von denen Mohammed die eine zu seiner Konkubine machte, die andere seinem Hofdichter schenkte. Die Konkubine gebar ihm einen Sohn, dem er den Namen Ibrahim verlieh, zur Erinnerung an den Erzvater Abraham, dessen reine Lehre er zu verkündigen und wiederherzustellen vorgab. Allein der heißersehnte Thronanwärter starb nach einem Jahr. Und so blieb der Prophet auch weiterhin ohne männliche Nachkommen. Seine gesetzmäßigen Nebenfrauen blieben alle kinderlos.

Die Mosleme oder Muslime, das heißt Gottergebene, wie sich die Mohammedaner oder Muselmanen mit Vorliebe nannten, führten heftige Kämpfe auch mit den Beduinenstämmen. Aber ihre Fahne wehte von Sieg zu Sieg. Und Macht und Erfolg verschafften ihnen stets von neuem Gesinnungsgenossen in ganz Arabien.

Die bedeutendsten arabischen Dichter fingen an den Propheten zu besingen. Goldener Lohn und reiche Ehre wurde ihnen zuteil. Der Feind dagegen wurde unbarmherzig ausgemerzt und niedergemacht. Seiner tyrannischen Herrschaft konnte am Ende niemand widerstehen. Wer Medina, die weltliche Residenzstadt des Herrschers, und Mekka, den religiösen Ursprung seiner Macht, nicht anerkannte, war ein Ungläubiger und verfemt.

Noch als Greis, im Mai 632, plante Mohammed einen Feldzug gegen die christlichen Byzantiner. Aber seine Kräfte waren gebrochen. Ein tückisches Fieber, wahrscheinlich Malaria, befiel ihn. Er mußte auf die tägliche Leitung des öffentlichen Gebetes verzichten und übergab sie seinem Schwiegervater

Abu Bekr. Auch seinen Lieblingsfrauen, in deren Wohnungen er abwechselnd zu übernachten pflegte, sah er sich gezwungen zu entsagen. Nur eine einzige wachte bei dem sterbenden Propheten. Am 7. Juni des gleichen Jahres gab er seine Seele auf.

Mohammed war ein Mensch mit allen Schwächen und Leidenschaften eines solchen. Er selber gab dies auch unumwunden zu, wenn er sich auch für das auserwählte Werkzeug Allahs (Gottes) hielt. Seine zügellose Ausschweifung führte dazu, daß er an Stelle der Vielgötterei der Heiden die Vielweiberei zu einem der obersten Gesetze seiner Lehre machte.

Dieses Gesetz sowie die übrigen faßte der Koran oder Alkoran zusammen, das heißt die Verkündigung, das arabisch geschriebene Religionsbuch der Mohammedaner, von Abu Bekr gesammelt und vom Kalifen Othman endgültig geregelt. Im Koran standen aber auch Mohammeds Reden, Lobpreisungen, Ermahnungen und Legenden zu lesen. Und so wurde er zur Quelle des gesamten Glaubens und Lebens; die 114 Kapitel des Korans heißen Suren, die erste Fatiha.

C. Brockelmann in seiner grundlegenden Arbeit „Der Islam von seinen Anfängen bis zur Gegenwart" (Berlin 1910), die wir öfter heranziehen, hebt als Hauptdogmen der mohammedanischen Lehre folgende Glaubensansichten hervor:

Mohammeds Gott ist vor allem der Herr. Er straft den Unglauben mit innerer Genugtuung, wie ein rachsüchtiger Araber eine persönliche Beleidigung rächt. Seine Verordnungen gibt er nicht, weil sie heilig und gerecht sind, sondern weil es ihm so gefällt. Bald läßt Mohammed seinen Gott von Ewigkeit her bestimmen, wer von den Menschen durch den Glauben zur Seligkeit gelangen, wer im Unglauben verharren und ewiger Verdammnis anheimfallen soll; bald will er dem Menschen die Freiheit des Willens nicht absprechen. Infolgedessen sind später die größten dogmatischen Streitigkeiten entstanden und am Ende ist der Islam bei der Annahme eines alle Ereignisse vorherbestimmenden Schicksals, des Fatums, dem kein Mensch entrinnen kann, angelangt.

Das zweite Grundgesetz des Islams lautet: Mohammed ist der Gesandte Gottes. Aus dem Alten Testament hatte der Prophet die Lehre vom Sündenfall übernommen. Um nun die Menschen vor dessen Folgen, insbesondere vor dem Götzendienst zu warnen, sandte Gott, so lehrt er, jedem Volk zu bestimmter Zeit Propheten, denen er durch den Engel Gabriel seinen Willen offenbarte. Der vorletzte Prophet sei Christus gewesen. Er, Mohammed, der letzte, sei zu den Arabern geschickt worden, damit diese die von Juden und

Christen verfälschte reine Lehre Abrahams auf der ganzen Welt wiederherstellten.

In der zweiten Periode seiner mekkanischen Wirksamkeit standen die Vorstellungen von den letzten Dingen im Mittelpunkt von Mohammeds religiösem Denken. Die Eröffnung des Gerichts wird nach seiner Lehre ein gewaltiger Schlag oder Schall ankünden, der später durch einen Posaunenstoß oder den Ruf eines Engels ersetzt wird. Sofort beginnt die Erde zu beben, die Berge zittern gleich einer Luftspiegelung oder fliegen dahin wie Wolken und werden zu Staub zermalmt, das Meer tritt über seine Ufer, die Sonne beginnt sich um ihre Achse zu drehen, der Mond wird düster und spaltet sich. Die Sterne stürzen zur Erde herab, der Himmel öffnet sich und entfaltet die künftige Welt vor den Augen der Menschen . . .

Die Seligen treten zu Gottes Rechten, die Verdammten zu seiner Linken. Jene werden der Freuden des Paradieses, diese der Höllenqualen teilhaftig.

Den Gerechten verheißt Mohammed im Garten Eden rein sinnliche Genüsse. Auf kühler Bergeshöhe sprudelt ein lebendiger Quell, um ihn herum stehen weiche Sessel auf bunten Teppichen. Hier sitzen die Frommen freudestrahlend in grünen Atlasgewändern mit silbernen Spangen und trinken teils das mit kostbaren Essenzen gemischte Wasser der Quelle, teils herrlichen Wein aus moschusversiegelten Krügen. Den Platz umgeben Bäume, die ihnen Schatten sowie köstliches Obst spenden. Dazu erfreuen sie sich des Genusses schöner Jungfrauen, denen Gott immerwährende Jugend verliehen hat. Die Freuden des Paradieses werden den in der Schlacht Gefallenen in erhöhter Weise sofort zugänglich. Man sieht, daß der ganze mohammedanische Himmel nur auf die Phantasie der Männer Rücksicht nimmt und deren todverachtenden Fanatismus im Kampf dadurch erhöhen will. Den Frauen, denen der Eintritt in jenen Garten gleichfalls in mögliche Aussicht gestellt wird, verheißt der Prophet lediglich die Freiheit von Haß und Neid und die Freude an frommen Gesprächen und an Gottes Gruß.

Grauenhaft sind die Qualen der Hölle. Diese besteht aus einem feurig lohenden Abgrund, in dessen Tiefe die Verdammten schmachten. Ein heißer stinkender Quell zerreißt den ewig Dürstenden, die aus ihm trinken, die Eingeweide. Statt der Früchte erhalten sie ein widerlich riechendes Kraut, das den Hunger nicht stillt. Dann gibt es eine Folterkammer mit Halseisen und Ketten, von Höllenwächtern unter Führung eines teuflischen Obersten gehandhabt.

Wir sehen, auch hier sind die rein geistigen Auffassungen des Alten und Neuen Testaments grob sinnlich verzerrt . . .

Eine Hauptpflicht der Gläubigen bilden die Waschungen und Gebete. Ist kein Wasser zu beschaffen, so kann die Waschung durch eine Abreibung mit Sand ersetzt werden. Das Gebet besteht aus einer Reihe feststehender Formeln und Koranstellen, die in ebenfalls ganz fest bestimmten, regelmäßig wechselnden Körperstellungen herzusagen sind. Die Summe dieser Formeln und Stellungen heißt eine Reka, die bei jedem Gebete mindestens zweimal zu wiederholen ist. Jeder Gläubige muß während eines Tags fünfmal beten, vor Sonnenaufgang, um Mittag, nachmittags, kurz vor Sonnenuntergang, abends und bei Beginn der Nacht. Die Gebetsstunden verkündet ein Ausrufer (Mueddsin) vom Turme des Gotteshauses (Moschee). Am Freitag wird das Gebet zur Mittagsstunde in einem öffentlichen Gottesdienste gemeinsam verrichtet. Dieser Tag ist also der eigentliche Festtag der türkischen Woche, unserm Sonntag entsprechend. Diesem feierlichen Mittagsgebet schließt sich die Chutba, eine von der Kanzel gehaltene Ansprache des Vorbeters, an. Sie enthält am Ende das Glaubensbekenntnis und eine Fürbitte für Mohammed und sein Haus, die um den Islam besonders verdienten ersten Bekenner, wie für alle Gläubigen überhaupt usw. Die Enthaltung von einer Arbeit an diesem Tage ist nicht unbedingt vorgeschrieben.

Das dritte Hauptgebot betrifft das Fasten, den Verzicht auf Speise und Trank und alle sonstigen Genüsse, z. B. sogar Wohlgerüche, von der Morgendämmerung bis zum Sonnenuntergang im ganzen Monat Ramadan. Dieser ist wie alle übrigen des türkischen Jahres ein Mondmonat, das heißt er umfaßt 28 Tage. Von der Fastenpflicht entbunden sind nur Kranke, Reisende und Soldaten auf dem Marsche, doch haben sie die versäumten Tage nachzuholen.

Die vierte Pflicht gebietet jedem Gläubigen mindestens einmal in seinem Leben nach Mekka zu pilgern. Nur Sklaven, ganz Arme und Kranke können von ihr entbunden werden.

Das fünfte koranische Gesetz gilt der Armensteuer.

Weitere Vorschriften regeln Wesen und Bedeutung des sogenannten Heiligen Kriegs, das ist des Kampfs gegen die Ungläubigen, der eigentlich nie aufhören soll, aber als solcher offiziell verkündigt wird.

Gleich den Juden dürfen auch die Türken kein Schweinefleisch genießen. Dies hängt mit hygienischen Maßregeln zusammen. Denn das Schwein ist vor allem im Orient oft der Träger furchtbarer Krankheiten. Ferner sind untersagt alle berauschenden Getränke. Der Koran nennt zwar nur den Wein, doch hat die spätere Theologie in sinngemäßer Auslegung das Verbot auf Alkohol in jeder Form ausgedehnt. Auch Glücksspiele sind nicht erlaubt. Doch

Digitized by Google

gestatten sich die Türken da und dort häufig Ausnahmen, indem sie den starren Buchstaben des Gesetzes durch irgend eine schlaue Auslegung umgehen.

Die türkische Vielweiberei schädigt im allgemeinen bloß die vornehmen und wohlhabenden Klassen. Denn da der Koran für jede Ehefrau ausdrücklich standesgemäßen Unterhalt vorschreibt, so muß sich die große Masse auf die Einzelehe beschränken. Ohne Schwierigkeit vollziehen sich Scheidungen, um so mehr, da Neigungsheiraten kaum zustande zu kommen pflegen.

Jedem Muselmann steht es frei, außer vier gesetzlich erlaubten Gattinnen beliebig viele Sklavinnen als Konkubinen zu besitzen. Die Legitimität der Kinder hängt nicht von der Stellung der Mutter, sondern nur von der Anerkennung durch den Vater ab. Dieser kann auch in vermögensrechtlicher Hinsicht die Kinder der Sklavinnen denen der rechtmäßigen Gattin gleichstellen.

Jeder Herr hat seine Sklaven, gleichviel ob weiblichen oder männlichen Geschlechts, gut zu behandeln. Schenkt ihm eine Sklavin ein Kind, so darf er sie nicht mehr aus dem Hause geben, und mit seinem Tode wird sie sogar frei. Einem Sklaven freiwillig die Freiheit zu schenken, gilt als besonderes Verdienst. Doch bleibt der ehemalige Sklave in einem gewissen moralischen und Schutzverhältnis zu seinem früheren Herrn auch weiterhin.

Ganz heidnisch-patriarchalisch mutet einen das Strafrecht der Türken an. Die abendländische Gerichtsbarkeit ist ihnen heute noch fremd. Im allgemeinen gilt das Gesetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Daraus erklärt sich die besondere Härte der meisten Strafen.

Größtes Ansehen genießen die Geistlichen, Mollas oder Imane genannt. An ihrer Spitze steht der Oberpriester (Mufti). Die höchste geistliche Instanz neben der weltlichen des Sultans, der aber gleichfalls eine religiöse Stellung innehat, bildet der Scheich-ül-Islam . . .

Mohammed vereinigte am Ende seines Lebens die höchste geistliche und weltliche ausschließlich und ungeteilt in seinen Händen. Sein Schwiegervater Abu Bekr (632 bis 634) nannte sich bescheiden bloß Kalif, das heißt Nachfolger des großen Propheten. Seitdem nannten sich alle Herrscher über das Volk der Araber also.

Die Araber oder Sarazenen (Morgenländer) waren bald der Schrecken aller Nachbarn. Durch Mohammeds Lehre geeinigt, wurden sie die furchtbarsten Eroberer des Mittelalters. Koran, Feuer und Schwert bildeten ein einziges Symbol.

Der Kalif Omar (634 bis 644) begründete die arabische Weltherrschaft; indem er den Kaiser von Byzanz schlug und ihm Damaskus nahm. In Jerusalem erbaute er die berühmte Omarmoschee. Selbst Ägypten und Meso-

potamien huldigten ihm. Und kurze Zeit nach seinem Tod konnte der Kalif über ein gewaltiges Reich vom Indus bis zum Atlas gebieten.

Doch in der Folge entstanden Streitigkeiten. Sie führten zur Spaltung der Mohammedaner in Schiiten und Sunniten. Diejenigen, die an Ali, Mohammeds ehemaligem Großwesir, als Kalifen (656 bis 661) festhielten und nur dessen Nachkommen als erb- und thronberechtigt anerkannten, nannten sich Schiiten. Auch Glaubensgrundsätze verursachten heftige Kämpfe, da die einen Mohammeds Lehre so, die andern wieder anders auslegten.

Das sunnitische Herrschergeschlecht der Ommajaden residierte in Damaskus und behielt zunächst die Oberhand. Dann wurde es von dem Haus der Abbasiden verdrängt, deren bedeutendster Vertreter Harun al Raschid aus Bagdad eine Hauptstadt voll märchenhafter Schönheit und stolzer Stärke machte. Das abbasidische Staatswesen erlitt bedeutende Einbuße durch den Verlust von ganz Nordafrika. In Tunis, Algier, Tripolis herrschte eine Reihe kleinerer Dynastien, ebenso in Ägypten. Auch Spanien, wohin die Araber in kühnen Eroberungszügen vorgedrungen waren, bis Karl Martell bei Tours und Poitiers 732 ihrem weitern Vormarsch ein Ziel gesetzt hatte, erwies sich kaum als zuverlässig. Allmählich bröckelte sowohl der Osten wie der Westen ab. Und die Hauptträger der islamitischen Bewegung wurden schließlich die Türken.

Im Herzen Asiens am Jenissei wohnte seit dem fünften Jahrhundert ein mächtiger Volksstamm, zur tatarischen Rasse gehörig, der schon sehr früh die Steppen bis zum Kaspischen Meer und zum Ural überflutete. Er nannte sich nach der ihn beherrschenden Türkdynastie Türken.

Dieses Herrschergeschlecht wurde im achten Jahrhundert am Orthon geschlagen, worauf sich ein neues Türkenreich bildete, das vom Baikalsee bis zum Gelben Flusse reichte.

In der Folge verließ das unstete Wandervolk auch dieses Gebiet und zog über Nordpersien nach Kleinasien und schließlich nach der Balkanhalbinsel, unter steten wilden Kämpfen natürlich, Schritt für Schritt des neu besetzten Bodens mit eigenem Blute düngend. Ein anderer Zweig bevölkerte den Süden des heutigen Rußlands und den nördlichen Kaukasus.

Schon im achten Jahrhundert bekannten sich die Türken zur Lehre Mohammeds. Sie zerschmetterten damals das Reich des Kalifen in Persien und drangen bereits in Indien ein. Zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts sollen sie den Halbmond als Wappenzier und Fahnenbild angenommen haben. Ihr unternehmungslustiger, heldenhafter Anführer Osman setzte sich am Bos-

porus in Bithynien fest und nannte sich seit 1307 Sultan. Seine Untertanen führten nach ihm auch den Namen Osmanen.

Mit der Zeit wurden die Türken aus Nomaden ein mehr seßhaftes Volk, kulturellen Einflüssen zugänglich, suchten die eroberten Städte als solche zu erhalten und sich selbst nach Ständen zu gliedern.

Osmans Sohn, Urchan, war bereits Monarch im historischen Sinn. Er schuf Staatsämter und ernannte einen obersten Würdenträger seines Reiches, eine Art Reichskanzler, den Großwesir. Er ließ Münzen prägen und den Soldaten eine Löhnung verabreichen, schrieb für Städter und Landleute eine eigene Kleidung vor und teilte das unterworfene Land in Statthalterschaften (Paschaliken), denen ein Pascha vorstand. 1326 machte er das eroberte Brussa zu seiner Residenz.

Die Kerntruppe des türkischen Heeres bildete das Gardekorps, die Leibwache des Sultans, Janitscharen genannt. Gestützt auf sie gebot der Herrscher allmächtig über Leben und Tod der Seinigen. Und mancher Sieg im Felde wurde lediglich durch ihr Eingreifen erfochten und entschieden.

In Konstantinopel, dem alten Byzanz, herrschten unter den verkommenen Griechen und ihren Kaisern die verworrensten und schändlichsten Verhältnisse. 1354 stritten zwei Thronanwärter um die Herrschaft. Der eine von ihnen, Johann VI. Kantakuzenus, rief die Türken zu Hilfe. Diese besetzten Gallipoli und kamen so nach Europa.

2. Kapitel.

Die Türken in Europa und die Schlacht auf dem Amselfeld.

Unter Murad I., der von 1359 bis 1389 regierte, drangen die Türken bis Adrianopel vor und eroberten diese glänzende, blühende Stadt, die, am Zusammenflusse der Mariza mit ihren Nebenflüssen Arda und Tundscha gelegen, alle natürlichen Zauber des Orients mit denen Europas vereinte. Fruchtbare Felder und Weingärten machten sie auch wirtschaftlich anziehend. Hier entstand daher die vorläufige neue Hauptstadt des Osmanischen Reichs. Und gar als später die weitberühmte Moschee Selims II., die schönste des Orients, hier erbaut wurde, galt Adrianopel als Eldorado auf Erden. Brussa diente fortan nur mehr als Begräbnisstätte der türkischen Herrscher.

Im weiten Umkreis wohnten hier die Bulgaren, ehemalige Hunnen, der uralaltaischen Völkerfamilie angehörig, mit slawischen Elementen durchsetzt. Ihr Reich war den Türken längst schon ein Dorn im Auge und von diesen dem Untergang geweiht. Vorerst begnügten sie sich, ihnen immer mehr Gebiete zu entreißen und auch die wohlhabendste Stadt, Philippopel, das erst seit 1344 bulgarisch war, zu nehmen. Murad befestigte wie Adrianopel auch diese Stadt und ließ daselbst eine steinerne Brücke über die Mariza bauen. Die kolossalen Reisfelder Philippopels sicherten dem Staatsschatz der Osmanen einen Jahresertrag von vier Millionen Aspern.

Müßig und von innerem Hader zerrissen, sahen die christlichen Staaten des Balkans zu, wie der türkische Siegesstrom immer stärker anschwoll und bald die ganze Halbinsel überschwemmte. Endlich raffte sich wenigstens der Rhomäerkaiser Johannes V. auf, um mit Hilfe abendländischer Genossen im Westen der Osmanen Herr zu werden. Er wandte sich an den Papst, der damals selber in babylonischer Gefangenschaft, zu Avignon, schmachtete, unterschrieb die Unionsformel, wodurch er für sich und seine schismatischen Unter-

Digitized by Google

tanen die Anerkennung des Papstes als kirchlichen Oberhaupts aussprach, und ging schließlich auch Kaiser Karl IV., die Königin Johanna von Neapel, und den König von Zypern, Peter I. von Lusignan, um Unterstützung an. Johann der Gute von Frankreich und Amadeus von Savoyen hatten schon früher sich bereit erklärt, an einem Kreuzzug wider den Halbmond teilzunehmen. Allein es kam keine Einigung zwischen den so verschieden gearteten Mächten zustande, selbst nach der endgültigen Rückkehr des Papstes nach Rom verblieben die Christen zwiespältig.

Überaus traurige Familienstreitigkeiten im ruchlosen Hause des armen, vom eigenen Sohn entthronten oströmischen Kaisers Johannes V. machten die Lage von Jahr zu Jahr verwickelter, während die Osmanen einig und entschlossen ihrem letzten Ziele zustrebten, das darin gipfelte, alle christlichen Völker der Nachbarschaft zu unterjochen.

Immer noch waren die Christen blind. Ein gewaltiger Seekrieg zwischen Genua und Venedig zerfleischte die mächtigsten Republiken am Adriatischen Meer, wohin längst schon der Türke sein lüsternes Auge gerichtet hatte. Und bereits entfaltete er im alten Theben und in ganz Thessalien sein siegreiches Banner. Da wagte man zum letztenmal einen letzten Widerstand. Die Könige von Ungarn, Serbien, Bosnien und der Fürst der Walachei entschlossen sich jetzt zu einem gemeinsamen Zuge gegen die an den Grenzen ihrer Reiche stehenden Türken.

In Eilmärschen rückten die Verbündeten bis an die Maritza zwei Tagereisen oberhalb von Adrianopel vor, erlitten jedoch im Herbst 1371 eine furchtbare Niederlage. Ihr Heer wurde zersprengt und in den Fluß gejagt. Das Schlachtfeld heißt noch heute Sirbsindüghi, Serbenniederlage. Diese Schlacht war zugleich, wie Heinrich Zimmerer in seinem Buch „Die europäische Türkei und Armenien" im 5. Band von Helmolts Weltgeschichte (Leipzig und Wien 1905) ausführt, die erste, in der Madjaren wider Osmanen fochten.

Dann folgten einige Jahre des Friedens. Diese benutzte Murad zur Vergrößerung des Reiches in Kleinasien. Aber auf die Dauer gab sein tatendurstiger Geist keine Ruhe. Bald darauf wälzten sich andere Truppen Murads über das Rhodopegebirge bis an die Grenze Albaniens, wo sie die Städte Monastir und Istip eroberten.

1382 fiel auch Sofia, der wichtigste Waffenplatz und Schlüssel zu Bulgarien, Mazedonien und Thrazien. Und neues Leben blühte aus den Ruinen der lange und hartnäckig belagerten Stadt.

Durch die Engpässe des Balkans brachen die Türken bereits in Bosnien ein, holten sich aber zunächst in den schwer zugänglichen wilden Schluchten und

Bergen der Dinarischen Alpen wiederholte Niederlagen durch die verbündeten Bosnier und Serben.

1387 setzte sich der Serbenführer Stefan Wuk Lazar aus Prizrend mit 30 000 Mann drohend in Bewegung. Ehe Murad selbst seine Streitmacht über den Balkan warf, den er zu seinem Erstaunen vom Feind unbesetzt fand, feierte er noch mit großer Pracht in Asien mit seinen Truppen auf der Ebene von Jenischehir seine und zweier Söhne Vermählung mit byzantinischen Prinzessinnen.

Auf dem Amselfelde, Kossowo Polje, westlich von Prischtina, kam es am ewig denkwürdigen 15. Juni 1389 zur entscheidenden Schlacht. Den Türken unter Murad und seinem Sohne Bajazet gegenüber standen die Serben Lazar und Brankowitsch, der Bosnierkönig Tordko, der Kroatenban Horvat, nebst albanischen, bulgarischen und walachischen Hilfstruppen.

Beim Anbruch der Schlacht wurde Murad in seinem Zelte von dem verwegenen serbischen Edelmann Miloschˇ Obilitsch erstochen. Aber auch Lazar bezahlte die Schlacht mit seinem Leben. Er geriet in türkische Gefangenschaft und wurde mit vielen Serbenrittern an der Leiche Murads enthauptet.

Dieser Tag, im Kalender der St.-Veits-Tag, vernichtete Serbiens Zukunft. Ja, auch das Schicksal der gesamten Balkanhalbinsel wie Südosteuropas überhaupt war damit besiegelt.

Märchen, Sagen und Lieder knüpfen an die furchtbare Schlacht auf dem Amselfelde an. Nicht die Übermacht der Osmanen soll die folgenschwere Niederlage herbeigeführt haben, sondern der Verrat eines serbischen Heerführers, des gottlosen Brankowitsch. Auch habe im osmanischen Heer der serbische Königssohn Marko von Prilˇjep mitgekämpft, ein Mann von Riesenkräften. Diese verschuldeten den schweren Schlag. Ohne deren Hilfe auf feindlicher Seite wären die Serben Sieger geblieben.

Man sieht daraus, wie das geschlagene, um sein nationales Dasein betrogene Volk den türkischen Erfolg nicht ohne weiters zuzugeben gewillt war. In der sagenhaften Schale steckt jedoch zweifellos ein tiefer, geschichtlich erhärteter Sinn. Die Untreue der eigenen Führer, die moralische Verkommenheit, Gewinnsucht, Lug und Trug in den leitenden Kreisen der Serben führten schon damals zu einer Katastrophe. Und diese typisch serbischen Laster hafteten auch den Nachkommen an.

Die altserbische Heldenlyrik und -epik, in denen das mehr oder minder noch unverdorbene Volk, die edelsten und reinsten Vertreter der Volksseele zu uns sprechen, bedeutet allerdings einen wertvollen Teil des literarischen Kronschatzes aller Völker und Zeiten. Die Brüder Grimm und selbst Goethe

Digitized by Google

zollten ihr rückhaltlose Bewunderung. Und ihr Einfluß auf die Balladendichtung anderer Völker war und blieb groß. Heute noch erklingen auf den Jahrmärkten und an den großen belebten Straßen der serbischen Verkehrsmittelpunkte die alten Weisen. Greise oder blinde Bettler singen sie gern in Begleitung der Gusle, einer Art Geige, und das Volk lauscht ihnen mit verhaltenem Atem.

Nach der Schlacht auf dem Amselfelde folgte für die Balkanchristen Schlag auf Schlag. 1393 wurde Bulgarien türkisch. Die rumänische Walachei ergab sich alsbald. Und schließlich schlug auch dem stolzen Byzanz, der golden thronenden Hauptstadt des europäischen Ostens, Konstantinopel, die Schicksalsstunde.

Wir haben bereits angedeutet, daß Unmoral und Uneinigkeit auf dem Balkan die eigentlichen Ursachen des Niedergangs der dortigen christlichen Völker waren. Die zwiespältigen Weststaaten Europas besaßen natürlich auch nicht die Eignung, dem türkischen Ansturm mit starker Hand zu begegnen und künftigen Ereignissen vorzubauen, indem sie einmütig und geschlossen dem Byzantinischen Reich und den unterjochten Völkern im Südosten Europas Beistand leisteten.

Der Kampf um das Mittelländische Meer war jetzt und in der Folge das brennendste Problem der gesamteuropäischen Politik. Hören wir darum, wie ein berufener Forscher, der Leipziger Historiker Paul Herre („Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer", Leipzig 1909) die tieferen geschichtlichen Beweggründe des osmanischen Aufschwungs in Europa zusammenfaßt:

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erfolgte der bekannte große Einbruch der Mongolen Dschingis-Chans und seiner Söhne, die mit elementarer Kraft aus dem Osten Asiens gegen Westen vorstießen. Was sich den Völkermassen entgegenstellte, wurde in die gewaltige Bewegung hineingerissen; bis in das Herz Europas wagten sie sich vor.

Noch zog die Mongolengefahr vorüber, aber diese Bewegung wurde Anlaß für das erneute Vordringen frischer, unverbrauchter Volksstämme aus dem Innern Asiens. Um die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts betraten die Türken den Boden des Byzantinischen Reiches, die Balkanerde.

Die Schwäche der byzantinischen Kaiser machte den Türken den Sieg leicht genug, und mit der überschäumenden Kraft der Unkultur machten sie ihre zügellosen Ansprüche geltend, durch Volksgenossen aus dem Innern Asiens stets neu ergänzt. Die Vormauern der abendländischen Kultur, mit fränkischem Schwert errichtet, stürzten um.

Digitized by Google

Ungehindert breiteten sich die Horden Osmans und Orchans über die Gebiete Kleinasiens aus, sie fegten dahin über die Steppen des Schwarzen Meers und brachen ein in den geheiligten Besitzstand der europäischen Völker. Drohend erhob sich die Gefahr, daß Byzanz, das Bollwerk des Abendlandes, von neuem erlag, aber nicht den Waffen des christlichen Europas, sondern denen eines damals kulturlosen asiatischen Kriegsvolks, das die Christenheit und die christliche Kultur ohne Unterschied gefährdete.

Von neuem erscholl der Ruf Byzanz' um Hilfe bei dem Abendlande. Wird eine neue Kreuzzugsbewegung sich Bahn brechen? Wird die Christenheit von neuem unter ihrem geistlichen Oberhaupt zur Rettung der bedrängten Glaubensbrüder ausziehen?

Es war klar, daß sich die neuen Verhältnisse in neuer Form äußerten. Niemand mehr dachte ernstlich daran, für den christlichen Glauben das Schwert zu ziehen. Die schlechten Erfahrungen, die man mit den Kreuzzügen gemacht hatte, verhinderten jetzt, daß es überhaupt zu solchen Unternehmungen kam.

Was man jetzt tat, hatte einen ganz anderen Charakter. Wohl verbanden sich Lateiner und Griechen zum Kampfe gegen den furchtbaren Feind, aber die Vereinigung war ausschließlich durch politische Rücksichten bestimmt. Es war mehr eine einfache militärische Verbindung, die abendländische Mächte mit Byzanz eingingen; denn nicht bloß griechische Staaten waren bedroht, sondern die ganzen wertvollen Kolonialbesitzungen, die das Abendland dort auf dem Balkan und in der Levante besaß. Aus dem geplanten, aber nie zustandekommenden antitürkischen Kreuzzug wurde die sogenannte Liga. Eine erste kam bereits 1332 zwischen Venedig, dem Johanniterorden, der die Insel Rhodus besaß, und Byzanz zustande; durch das vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert folgte ihr eine ganze Reihe ähnlicher gemeinsamer Unternehmungen.

Ein anderer Gesichtspunkt freilich war doch in diese Verbindungen stets eingeflochten, ein Gesichtspunkt, der trotz seines ursprünglich unpolitischen Charakters sich unter den neuen Verhältnissen fast immer politische Geltung hatte: Das Wiederaufleben von Vereinigungsbestrebungen zwischen der römisch-katholischen und der griechisch-orientalischen Kirche. Der byzantinische Kaiser erkannte, daß es notwendig war, sich solchen Projekten wieder geneigt zu zeigen, und der Papst setzte selbstverständlich alles daran, die Union als Vorbedingung für eine Unterstützung durchzusetzen. Aber die Verhandlungen liefen hin und her, ohne ein greifbares Ziel zu erreichen.

Digitized by Google

Schließlich spät genug kam die Union auf dem Konzil von Florenz im Jahr 1439 zwar zustande, aber ebensowenig wie sie bei der weiterbestehenden Abneigung des griechischen Volkes gegen eine Verbindung mit dem Westen zu einer wirklichen Geltung gelangte, bewirkte sie, daß Westeuropa wirklich Soldaten zum Schutze von Byzanz auf die Beine brachte.

Im Gegenteil, die politische Entfremdung zwischen Griechen und Lateinern steigerte sich unaufhörlich. Es waren die Staatsgründungen des westlichen Europas, der spanischen Halbinsel insbesondere, die jetzt in die allgemeine Mittelmeergeschichte einwirkten. Längst hatte sich seit dem Untergang der alten deutschen Herrschaft in Italien eine engere, politische und kulturelle Gemeinschaft zwischen der Pyrenäen- und der Apenninenhalbinsel herausgebildet. Die Aragonesen und Katalanen im heutigen Spanien nahmen nicht nur teil am wirtschaftlichen Aufschwung der italienischen Staatswesen, sondern wurden neben diesen auch Träger der geistigen Bewegung um die Wende des Mittelalters, der Renaissance.

Die große politische Überlegenheit schien ihnen aber die Herrschaft über die romanischen Gebiete überhaupt schenken zu wollen; es schien, als sollte wenigstens ein voller politischer Zusammenschluß des westlichen Mittelmeergebietes eine Zeitlang verwirklicht werden. Das aragonesisch-katalanische Königtum war Nachfolger der Hohenstaufen in Sizilien geworden, hatte sich auf den Balearen und in Sardinien, den natürlichen Bindegliedern zwischen Italien und Spanien, festgesetzt und versuchte nun in immer neuen Bemühungen auch in den Besitz von Neapel zu gelangen. Tatsächlich errang es 1443 zu seinem Kronland Sizilien nun auch das Königreich Neapel. Der erste Schritt zur spanischen Weltherrschaft im Westen war getan.

So mußten die Dinge im Osten ihren Lauf nehmen. Dem türkischen Vordringen preisgegeben, mußte Byzanz erliegen. Schon füllten die Osmanen das Gesamtgebiet des Oströmischen Reiches. Der Fall der Reichshaupt- und Residenzstadt war damit eigentlich besiegelt. Nur das genaue Datum bildete noch eine Frage der Zeit.

Digitized by Google

3. Kapitel.

Die Eroberung von Konstantinopel.

Sultan Murad, den ein tückischer Dolchstoß auf dem Amselfeld dahinraffte, war bald eine sagenhafte Persönlichkeit für sein türkisches Volk. Von dem nicht viel mehr als dreißig Jahre alt gewordenen Helden erzählte man, er sei des Schreibens unkundig gewesen und habe daher einmal, als er einen Vertrag mit der Republik Ragusa unterzeichnen sollte, seine Rechte in Tinte getaucht und die Handfläche sodann auf dem Pergament abgedruckt. Daraus bildete man später das amtliche Schriftzeichen der Sultane, die berühmte Tughia, eine Art Siegel.

Murads Nachfolger, Bajazet I., mit dem Beinamen „der Blitz", vollendete das siegreiche Werk seines Bruders. Aus den Köpfen gefallener und hingerichteter Slawen ließ er auf dem Amselfeld hunderte von Pyramiden errichten als Wahrzeichen der furchtbaren türkischen Macht, der niemand widerstehen konnte. Seinen Bruder befahl er, um sich den gefährlichsten Nebenbuhler vom Leib zu schaffen, ehestens zu töten. Er begann damit die Reihe der Brudermorde, die bald zu einem stehenden Grundsatz des osmanischen Herrscherhauses wurden. Wenn dieses gleichwohl nicht ausstarb, so war dies nur in der großen Fruchtbarkeit der einzelnen Sultane begründet und darin, daß manche Thronanwärter in ihrer Jugend heimlich gerettet wurden.

Kaiser Sigismund, der sich mit einem kleinen Heer den Türken bei Nikopolis, in der Nähe des Eisernen Tores, auf bulgarischem Boden im Herbst 1396 gegenüberstellte, konnte das Geschick des slawischen Abendlandes nicht aufhalten, diese Schlacht fiel für Bulgarien und seinen deutschen Protektor, wie bereits früher erwähnt, unglücklich aus. Und auch die Bedrohung der Türken durch die Tataren unter dem großen Eroberer Timur oder Tamerlan hinderte den Halbmond nur kurze Zeit, in seinen Siegeszügen fortzufahren.

Digitized by Google

Saloniki oder wie es damals noch hieß Thessalonich wurde der Republik Venedig entrissen (1430). Vorher ließ der Sultan Murad III. der belagerten Stadt mitteilen, sie werde der Plünderung preisgegeben werden; alles, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, Gold und Silber sollte Eigentum des Heeres sein; der Sultan behalte sich nur die Stadt selbst und die leeren Häuser vor. In der Tat erfolgte die Eroberung unter den gräßlichsten Greueltaten, so daß Murad sich schließlich genötigt sah, dem schändlichen Treiben der Seinigen in Person Einhalt zu gebieten. Der folgende Friede von Gallipoli verschaffte den Türken den dauernden Besitz des wichtigen Hafenplatzes.

In Ungarn wehrte sich noch der tapfere Madjarenführer Johannes Hunyady. Aber der Türkensieg bei Varna 1444 entschied auch zu seinen Ungunsten. Und nur in Albanien gelang es dem heldenhaften Iskender Beg oder Skanderbeg, einem eingebornen christlichen Fürsten dieses Landes, in zwanzig Schlachten die alte Unabhängigkeit der Heimat zu behaupten. Seine Nachkommen allerdings gerieten für Jahrhunderte unter die völlige Botmäßigkeit des Osmanischen Reiches.

Murad II. starb 1451. Der neue Sultan nannte sich Mohammed II. Er war ein tatendurstiger Mann, beherzt und kühn als Feldherr, genußsüchtig als Privatmann, dabei ein Freund der Wissenschaften und Künste, jedenfalls ein ungewöhnlicher Herr. Gleich nach seinem Regierungsantritt richtete er seine Augen auf das noch immer bestehende Bollwerk des christlichen Abendlandes im Osten, auf Konstantinopel. Die Frucht schien ihm reif zu sein, daß er sie pflücke. Der Lieblingsplan seiner Vorgänger kam durch ihn zur Ausführung. Im Frühling 1453 begann er die Belagerung der mächtigen Stadt.

Der oströmische Kaiser Konstantin XI. wandte sich sofort an den Papst, um Truppen aus dem Westen zum Schutz seines schwankenden Thrones zu erhalten. Der Papst entschloß sich, obwohl er von den Byzantinern oft genug bitter enttäuscht worden war, dem Drängen nachzugeben, allein seine Hilfe sollte, wie die Ereignisse in unmittelbarer Folge zeigten, leider zu spät kommen.

Konstantinopel konnte infolge seiner günstigen und seiner starken Befestigung immerhin längere Zeit dem Feinde trotzen. Die kaiserlichen Truppen zählten rund 9000 Mann, darunter 3000 lateinische Westeuropäer. Sie hatten die Aufgabe, die Front in einer Ausdehnung von sieben Stunden zu verteidigen. Dazu kam noch eine Flotte, bestehend aus 26 Schiffen, darunter allerdings bloß 10 byzantinische, die auf den Seeseiten dem türkischen Angriff

Digitized by Google

Widerstand leisteten. Demgegenüber mußte man die türkische Übermacht als gewaltig ansehen.

Konstantin vermochte nicht durch kühne Ausfälle den Feind zu schädigen, solange dieser noch verschiedene Verstärkungen erhielt, sondern wartete notgedrungen den Sturm in aller Passivität ruhig ab.

Die Türken fuhren eine 300 Zentner schwere Riesenkanone auf, die steinerne Kugeln aus schwarzem Schiefer von 12 Zentnern Gewicht schleuderte. Keine Festung war stark genug, um einem solchen Koloß gegenüber auf die Dauer sich behaupten zu können.

Zwei kleinere Ungetüme dieser Art und 14 weitere Batterien der Türken spien Tod und Verderben auf die kleine Besatzung. Mindestens 165 000 Mann, also fast zwanzigmal so viel als die Verteidiger der Stadt, standen dem Sultan zur Verfügung. Die türkische Flotte endlich setzte sich aus 145 Segelschiffen, darunter 12 großen Galeeren zusammen. Ihr Oberbefehlshaber war ein bulgarischer Renegat, Balta-Oglu-Suleiman-Beg.

Selbst in diesen kritischen Augenblicken hörte die Zwietracht unter den eingeschlossenen Christen nicht auf. Selbst nach Beginn der Belagerung tobten die fanatischen Schismatiker gegen die sogenannten Honotiker, das heißt die Freunde der Vereinigung mit Rom, und wollten die Führung von Leichenbegängnissen durch romfreundliche Priester nicht dulden.

G. F. Hertzberg in seiner „Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reiches" (Berlin 1883) teilt alle Einzelheiten der denkwürdigen Belagerung mit:

Am 7. April war der Sultan mit seinen Truppen näher gegen die Ringmauern der feindlichen Stadt vorgegangen; am 11. war die Aufstellung seiner Angriffsmaschinen aller Art und seiner Geschütze und die Anlage eines Walles gegenüber der ganzen Linie der westlichen Umfassungsmauer vollendet; am 12. erschien auch die Flotte im Bosporus und nahm ihre Stellung nördlich von Galata.

Zunächst blieben die türkischen Angriffe erfolglos. Konstantin und seine Feldherren führten die Verteidigung recht geschickt. Sogar die Riesenkanone mußte bald verstummen. Denn eines Tags sprang sie in tausend Stücke auseinander.

Als sogar die Flotte, auf der Höhe von Konstantinopel von vier Schiffen der vereinigten Christen angegriffen, eine Schlappe erlitt, da kannte die Wut des Sultans keine Grenzen. Der angeblich schuldtragende Flottenkommandant wurde einfach ausgepeitscht.

Digitized by Google

Vergeblich suchte der Großwesir den Sultan zu bestimmen, mit dem byzantinischen Kaiser Frieden zu schließen und die offenbar langwierige und zunächst keinen Erfolg verheißende Belagerung aufzugeben. Mohammed gab nicht nach. Und der Fanatismus der Türken selbst wollte ebensowenig von einem Verzicht auf Konstantinopel etwas wissen.

Indes ließen sich auch die Belagerer nicht entmutigen. War irgendwo eine Mauer rissig geworden oder ein Wall eingesunken, gleich wurden Steine und Tonnen voll Erde herbeigeschafft, um den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Und das griechische Feuer, aus Salpeter, Pech, Schwefel und brennbarem Öl bereitet, durch Maschinen fortgeschleudert, tat sowohl zu Wasser wie zu Lande nach wie vor seine Wirkung.

Es scheint, daß ein Christ aus Pera den Sultan auf den Gedanken brachte, einen Teil der türkischen Flotte auf dem Landweg nach einer für Konstantinopels Besatzung sehr gefährlichen Gegend der griechischen Sperrkette zu bringen.

Mit Hilfe der dem Sultan zu Gebote stehenden Massen von Arbeitskräften wurde es möglich, die etwas über sieben Kilometer lange Strecke nördlich von Galata erstaunlich schnell rasieren, mit Brettern belegen und diese Rollbahn mit Öl, Fett und Talg einschmieren zu lassen. In der Nacht vom 21. auf den 22. April beförderte man heimlich 72 türkische Schiffe auf Rollen und Walzen nach dem gewünschten Punkte, dem Chrysokeras.

So sahen sich nun die Griechen in einer doppelt bedrängten Lage. Und wie sehr sich auch die italienischen Seeleute mühten, durch einen kühnen Handstreich dem unerträglichen Zustand ein Ende zu bereiten und wenigstens diesen Teil des Feindes zu vernichten, alle Versuche mißlangen. Zahlreiche gefangene Italiener wurden daraufhin vom erbitterten Sultan hingerichtet. Und Konstantin sah gegen diese Barbarei keine andere Abhilfe, als daß er selbst gefangene Türken zum Tode durch das Henkerbeil verurteilte.

Die heißersehnten Rettungsschiffe aus dem Westen blieben aus. Mit wahrer Todesverachtung kämpften die Christen gleichwohl weiter. Selbst der seit Mitte Mai von den Türken sehr rührig betriebene Minenkrieg erschütterte die Standhaftigkeit der Belagerten keineswegs. Sie wiesen jedes Ansinnen einer Übergabe rundweg ab. Konstantin beschloß eher unterzugehen, unter den Trümmern seiner gefallenen Hauptstadt begraben zu werden, als zu kapitulieren. Sieg oder Tod! — Ein Drittes verachtete er.

Der Sultan bestimmte den 29. Mai für den letzten Hauptsturm. Dem Kaiser verriet der Großwesir das Datum, und so fand ihn dieser nicht unvorbereitet.

Digitized by Google

In ergreifender Rede richtete Konstantin einen flammenden Appell an seine Offiziere und Soldaten, nahm in der Sophienkirche feierlich das heilige Abendmahl, „die Sterbesakramente des Reichs der Konstantiner", bat hierauf in seinem Palast jeden um Verzeihung und rüstete sich schließlich, als Held zu sterben, da er nur noch seine Ehre, nicht aber die Ruinen der alten Größe vor dem Untersinken in einer Flut des Blutes und der Greuel mehr schützen konnte.

Am vorhergesagten Tage, einem Dienstag frühmorgens um zwei Uhr, hub das allgemeine Morden, Sengen und Brennen an. Die Sturmglocken läuteten auf allen Türmen der Stadt. In den Kirchen lagen jammernd und händeringend Tausende von christlichen Weibern und Kindern. Noch zuckte ein letzter Hoffnungsstrahl über den Mienen der Ärmsten. Noch einmal warf die Besatzung den Ansturm zurück. Aber da rückten endlich die Kerntruppen des Halbmonds, die Janitscharen, vor, unterstützt durch das wütende Feuer der größten Kanonen. Der Fall der Stadt war nur noch eine Frage weniger Stunden.

70 000 Türken standen im Kampfe, um das allmählich stark zusammengeschmolzene Häuflein der Belagerten zu bezwingen. Plötzlich traf einen der kaiserlichen Feldherren, den tapfersten von allen, ein Pfeilschuß. Er sank zu Boden. Eine furchtbare Verwirrung entstand.

Diese für die Türken günstige Minute wurde von den Janitscharen gehörig ausgenützt. Sie setzten sich auf den Mauern Konstantinopels fest, während eine verwegene Schar durch eine versehentlich offen gebliebene Pforte in das Innere der Umfassungswerke eindrang. Weitere Truppen drangen vor. Und am Ende sah sich Konstantin, der persönlich den Kampf der Verteidiger leitete, von zwei Seiten bedroht und umzingelt. Er fiel wie ein gemeiner Soldat im Kampfe fürs Vaterland auf dem Felde der Ehre.

Die stürmenden Türken machten noch längere Zeit die Soldaten des gefallenen Kaisers nieder, bis sie die zahlenmäßige Schwäche der Gegner erkannten. Jetzt erst stellten sie das blutige Gemetzel ein und gingen ans Plündern. Der Sultan hatte ihnen drei Tage Beutefreiheit gewährt. Man kann sich kaum vorstellen, was nach diesen drei Tagen vom alten christlichen Konstantinopel übrig blieb außer den nackten Mauern der schönsten Häuser, Paläste und Kirchen, deren Besitz sich der Sultan für den Islam und die Seinen vorbehielt.

Vielen der am Leben gebliebenen Verteidiger gelang es zu entkommen, andere wieder gerieten in die Sklaverei. Mehr als 60 000 Einwohner wurden zu Gefangenen gemacht.

Digitized by Google

Ein besonders klägliches Los traf die vielen Tausende jedes Geschlechts, Alters und Standes, die nach der altehrwürdigen Sophienkirche geflüchtet waren und noch immer auf Grund alter Prophezeiungen den Sieg der vereinigten Christen erhofften. Hier schlugen die Sieger mit Äxten die Pforten ein, schleppten Unzählige in die Gefangenschaft, eröffneten die massenhafte Entehrung der Knaben und Jungfrauen, zerschlugen und besudelten die Heiligtümer, schlemmten in ekelem Fraß und gieriger Völlerei, fütterten und tränkten die Pferde und begannen die Schönheit des herrlichen Bauwerks, der größten Kirche im christlichen Osten, zu zerstören, so daß in der Stunde der höchsten Gefahr der Sultan selber ein Machtwort sprechen mußte, wenn er es erhalten wollte.

Feierlich gestaltete sich der Einzug des Siegers. Nicht mehr Konstantinopel, die Stadt Konstantins, sondern Stambul sollte das eroberte Bollwerk heißen. Die erste Station bildete die Sophienkirche, nunmehr für den mohammedanischen Gottesdienst auserlesen. Auf der Hauptkanzel wurde zunächst das Glaubensbekenntnis des Moslims verlesen. Dann sprang der Sultan selbst auf den großen Altar und verrichtete sein Gebet. Der christliche Dom war eine türkische Moschee geworden.

Schließlich wurde die Leiche des Kaisers Konstantin gesucht und gefunden. Der Rumpf des Leichnams durfte mit kaiserlichen Ehren bestattet werden. In der Nähe der Wefa-Moschee, von einem Stein ohne Aufschrift bedeckt, unter dem Schatten eines Weidenbaumes befindet sich das Grab des letzten Byzantiners, der durch seinen Heldentod die Sünden seiner Vorgänger gesühnt hat. Eine einfache Lampe, von der Regierung mit Öl versehen, wird noch jetzt allabendlich über dem Grab angezündet.

Konstantins Haupt aber ließ der Sultan abschlagen und dem Volke zur Schau stellen. Dadurch sollte bekundet werden, daß das kaiserliche Reich von Ostrom oder Byzanz zu bestehen aufgehört hatte. Den ersten Würdenträgern desselben schenkte Mohammed durch einen besonderen Gnadenerlaß die Freiheit.

Am folgenden Tag, den 30. Mai, brach jedoch die Tigernatur im türkischen Alleinherrscher durch. Viele der gestern freigelassenen Hof- und Staatsbeamten wurden enthauptet, deren Frauen entehrt, deren Kinder in Harems untergebracht.

Um dieselbe Zeit ergab sich auch Galata mitsamt ihren bisherigen genuesischen Gewalthabern dem neuen Herrn von Konstantinopel. Diese behielten einige Privilegien, mußten jedoch ihre Geschütze, Waffen und

Digitized by Google

Munition ausliefern und zulassen, daß die Wallgräben der Stadt ausgefüllt und ihre Mauern auf der Landseite durch mehrfache Schleifungen militärisch unhaltbar gemacht wurden.

Mohammed gedachte vorläufig die alte Residenz Adrianopel als solche beizubehalten und Konstantinopel, wo bloß 1500 Janitscharen als Besatzung verblieben, inzwischen instand setzen zu lassen.

Der kluge Sultan wußte genau, daß ihm an der Herstellung eines leidlichen Verhältnisses zu den unterjochten Griechen viel gelegen sein mußte. Denn bei der überaus großen Anzahl christlicher Untertanen, die unter seinem Zepter lebten, war eine gewaltsame Massenbekehrung zum Islam ausgeschlossen. Er gestattete daher die Ausübung des christlichen Privatkultes und die Existenz christlicher Priester, deren Opposition gegen Rom er geschickt seinen Zwecken dienstbar machte, indem er sie beständig aufhetzte und den Westen als größte Gefahr ihnen vor Augen hielt. Im übrigen waren die Christen weniger noch als Staatsbürger zweiter Klasse. Sie entsprachen etwa den Sklaven des heidnischen Altertums, die man allenfalls nur gut zu füttern brauchte, um tüchtige Arbeitskräfte zu haben. Wer jedoch zum Herrenvolke gehören wollte, sah sich gezwungen nicht bloß seine Nationalität aufzugeben, sondern vor allem seine Religion. Das Osmanische Reich stellte ja ebensosehr einen abgeschlossenen National- wie Religionsstaat dar.

Bald nach der Eroberung Konstantinopels ließ Sultan Mohammed, da der bisherige Patriarch gestorben war, einen ihm genehmen neuen Kandidaten wählen und stattete den höchsten christlichen Würdenträger des Türkischen Reiches mit großen Vollmachten aus. Dieser hatte darnach das Recht, alle Streitigkeiten zwischen den Griechen zu schlichten, innerhalb der griechischen Kirche unter Zuziehung eines eigenen Kapitels Verfügungen zu treffen, kurz er besaß fortan noch mehr Einfluß als unter der byzantinischen Herrschaft. Auf diese Weise erreichte die Pforte zweierlei, einmal gewann sie die maßgebenden christlichen Kreise immer mehr für sich, das andere Mal nahm sie dem Westen je länger desto unwiederbringlicher die Aussicht auf eine Beseitigung des christlichen Schismas.

Natürlich sank die griechische Kirche selbst von Stufe zu Stufe. Wie der Sultan für sich das Recht in Anspruch nahm, Bischöfe und Äbte abzusetzen, ja selbst die einzelnen Weltpriester und Mönche zu bestrafen, ohne sich um ein geistliches Gericht zu bekümmern, so verlangte er auch regelmäßige Abgaben von dem mitunter reich dotierten Klerus. Pfründenjagd und Stellenschacher blühten wie noch nie. Armselige Kreaturen standen an der Spitze der größten

Digitized by Google

Gemeinden. Und die bereits vorhandenen Parteiungen unter den Christen wurden von den Türken eifrigst geschürt.

War es nicht auch ein Zeichen der Zeit, daß ein Angehöriger des angesehensten orientalischen Klosters, auf dem Berge Athos, die erste Geschichte der „glorreichen" Regierung Mohammeds schrieb?

Zur Kathedrale bestimmte der Sultan natürlich nicht die Sophienkirche, sondern ein unscheinbares, aber älteres Gotteshaus, die im Nordwesten gelegene Klosterkirche der Pammakariste, das heißt der allerseligsten Jungfrau. Als am Ende des sechzehnten Jahrhunderts auch sie eine Moschee wurde, bekam der Patriarch die Kirche des heiligen Georg, unfern des Chrysokerasufers angewiesen.

Die meisten griechischen Flüchtlinge waren dank den Zusicherungen des neuen Herrn bald wieder nach Konstantinopel zurückgekehrt und siedelten sich jetzt in einem eigenen Viertel, dem sogenannten Fanar, am südwestlichen Ufer des Goldenen Hornes an. Zahlreiche Gefangene aus den slawischen Provinzen des neuen Türkenreiches mußten die verödeten übrigen Stadtteile bevölkern, sofern die Osmanen selbst dazu nicht ausreichten. So kamen gleich zu Beginn der neuen Ära u. a. 4000 Serben nach Konstantinopel.

Großartig war die Bautätigkeit des Mohammeds und seiner unmittelbaren Nachfolger. Die alten byzantinischen Kirchen und Paläste wurden im Sinn der osmanischen Idee und Zeit umgebaut. Aus den ehernen Standbildern goß man Kanonen. Die Kupferbekleidungen der Obelisken dienten der Münze. Die kunstvollen Sarkophage der Kaiser und Kaiserinnen verwandelte man zu Fontänen usw. Vor allem aber führten die Türken einen Prachtbau nach dem andern auf. Kurz, auch hier blühte rasch neues Leben aus den geborstenen Ruinen.

Starke Stadtmauern umgaben die mächtig aufblühende Hauptstadt. Wunderbare Schlösser wie das alte und neue Serail erhoben sich in blendender Pracht. Wie viele romantische Abenteuer, wieviel düsteres Geheimnis, wieviel Lust und Grauen sollten diese Stätten im Lauf der Jahrhunderte bergen?! . . .

Schon von weitem konnte der Reisende, der nach Konstantinopel fuhr, erkennen, daß er sich jetzt einer rein orientalischen Stadt nähere. Denn jedes Viertel erglänzte von fern in einem andern Licht. Die osmanischen Viertel schimmerten gelb und rosa, woraus wie leuchtende Punkte die schneeweißen Staatsgebäude und Moscheen hervorstrahlten, die Häuser der Armenier waren hellgrau, das Griechenviertel dunkelgrau, das Judenquartier violett an-

Digitized by Google

gestrichen. Blumengärten zogen sich wie Girlanden durch die kuppel- und türmchenreiche Stadt, der ein ausgesprochen arabisch-persisch-byzantinischer Mischstil ein ganz und gar eigenartiges, einzigartiges Gepräge verlieh.

Mit staunendem Schrecken blickte das christliche Abendland nach dem Goldenen Horn herüber. Aber noch immer kam unter den mächtigen Staaten des Westens keine Einigung zustande gegenüber der sie alle bedrohenden Gefahr. Vergeblich mahnte Papst Nikolaus V., der um das Seelenheil und die Wohlfahrt Europas tief besorgte und dabei energisch tätige Völkerhirt, zur Einkehr. Auch der seit 1455 regierende Papst Kalixtus III., ein feuriger Spanier, erzielte keinen größeren Erfolg. Und selbst der berühmteste Kanzelredner der Zeit, der selige Minorit Johannes Kapistran, vermochte außer in Ungarn, das die Bedrohung durch den Halbmond am unmittelbarsten empfand, das Schicksal des Abendlandes, seine politische Entwicklung und das Strafgericht Gottes nicht aufzuhalten.

Die ehedem so stolzen Dogen von Venedig mußten ihr Haupt vor dem aufflammenden Gestirn im Osten beugen, nachdem die schwach gewordene Republik an der Adria 1454 mit dem Goldenen Horn einen erträglichen Frieden geschlossen hatte. Dadurch waren sie aber auch gebunden und konnten kein Bündnis gegen die Pforte mit den Westmächten eingehen.

Die bisher schon tributpflichtigen Nachbarfürsten wie der Kaiser von Trapezunt erhöhten willig die Abgaben an das Osmanische Reich, bloß um ihre Existenz zu retten. Gleichwohl gelang dies nicht allen.

Das nächste Land, das völlig unterjocht werden sollte, war Serbien. Der alte Herrscher Georg Brankowitsch ergriff die Flucht, als er vernahm, daß die Pforte gegen ihn zu Felde zog. Im Lager des Ungarhelden Hunyady fand er seinen letzten Rückhalt. Dieser Mann, auf dem Reichstag von Ofen 1454 zum Generalkapitän, also zum Oberbefehlshaber sämtlicher heimischer Streitkräfte ernannt, gedachte dem Vormarsch des Sultans so lang und so gut es ging Widerstand zu leisten.

Zwar fügte er den Türken bei Kruschewatsch eine empfindliche Niederlage bei, aber auf die Dauer konnte er es nicht hindern, daß Mohammeds Herrschaft in ganz Serbien immer weiter um sich griff. 1456 begann die Belagerung der damals wie in der Folgezeit stark befestigten Stadt Belgrad.

Ein starkes Heer von etwa 150 000 Mann, begleitet von einer Donauflottille, die 200 Schiffe zählte, schloß die Feste ein. Von Tag zu Tag sank der Mut der Belagerten, denn nirgends schien eine Rettung zu nahen. Da zuckte plötzlich ein Lichtstrahl der Hoffnung am nördlichen Himmel auf. Der alte

Digitized by Google

Hunyady eilte mit seinen letzten Scharen zum Entsatz herbei. Diese allerdings waren bereits recht bunt zusammengewürfelt. Wohl mochten es 60 000 sein, aber die einzelnen Bestandteile des Heeres gehörten nicht bloß den verschiedenartigsten Nationalitäten an, sondern setzten sich auch nur zum wenigsten aus regulären Truppen zusammen. Vom Pater Johannes Kapistran zusamengerufene Bauern, Bürger und Studenten, Leute, die nichts zu verlieren und nur zu gewinnen hatten, fahrendes Volk, ehrliche Phantasten, tolle Abenteurer, Geistliche niederen Standes, die auf keiner Pfründe saßen und daher brotlos waren, madjarische und polnische Soldateska, deutsche Landsknechte — so sah die Armee aus, die Belgrad retten und die übermächtigen Türken schlagen wollte. Und wunderbar! Das Unglaubliche geschah. Mohammed wurde besiegt.

Zunächst suchte Hunyady die türkische Flottille mit Hilfe eines kleinen Geschwaders und seiner an der Donau postierten Reiterei in ihrer Tätigkeit lahm zu legen. Dies gelang ihm nach einem fünfstündigen erbitterten Kampfe. Auch drang er mit einem Teil seines Heeres in Belgrad ein und konnte so die stark hergenommene Besatzung ergänzen und ihre Widerstandskraft erhöhen. Tagelang wogte der Kampf hin und her. Endlich mußten jedoch die Außenwerke der Festung preisgegeben werden. Der Sultan zog immer wieder neue Verstärkungen heran.

Die Stunde der Entscheidung nahte. Die Christen brachten die letzten Reserven des Kreuzfahrerheeres dicht ans Donauufer und den Rest nach der Stadt selbst. Am Abend des 21. Juni begann der türkische Hauptangriff. Mohammed leitete ihn persönlich.

Am Morgen des nächsten Tages stürmten die Janitscharen die letzten Umfassungsmauern und befanden sich bereits in der Stadt. Da packte eine Wut der Verzweiflung die Verteidiger. In zahllosen Einzelkämpfen, Brust an Brust, Mann gegen Mann, endigte das gewaltige Ringen. Die Janitscharen wurden aus den Straßen der Stadt verjagt. Ihre Disziplin war gelockert. Den übrigen teilte sich ihre Verwirrung mit. Das türkische Heer wich zurück und löste sich auf, von Hunyady in der Richtung auf Sofia verfolgt. Nur zähneknirschend und racheschwörend gab der Sultan die Belagerung auf. Er büßte sie mit einem Verlust von 24 000 Mann.

Leider starben die eigentlichen Helden dieses Feldzugs Hunyady und Johannes Kapistran bereits einige Wochen nach dem ruhmreichen Siege; und es war niemand da, der in ihre Fußtapfen trat. Der Erfolg blieb unausgenützt. Ja im Gegenteil, die wilden Parteiungen in Ungarn steigerten sich

Digitized by Google

und der Türke hatte es leicht, sich rasch zu erholen und über den sich selbst zerfleischenden Feind bald wieder das Racheschwert zu schwingen.

Den einzigen Trost für alle Gutgesinnten im Westen, vor allem für den edlen Papst Kalixtus, boten die Waffentaten des Albanerfürsten Skanderbeg, den kein türkisches Heer zu bezwingen vermochte, der nach wie vor aufrecht dastand, 1457 zum Generalkapitän der Kirche für den Türkenkrieg ernannt, ein wahrhaft frommer, unbesiegbarer Gottesstreiter. 1461 sahen sich die Türken gezwungen, mit ihm einen zehnjährigen Waffenstillstand zu schließen, demzufolge die gegenseitigen Plünderungszüge eingestellt wurden und die Pforte versprach, auch Venedigs Gebiet in Albanien nicht zu verletzen.

Nach Hunyadys Tod ging Serbien dem Abgrund unentrinnbar entgegen. Die romfeindlichen Bewohner des Landes, die schwachen und korrupten Fürsten, die verworrene Lage in der Nachbarschaft, alles wirkte zusammen, um den Türken das Spiel jetzt leicht zu machen.

Im griechischen Peloponnes entwickelten sich die Verhältnisse ähnlich. Dort entstand nach der Übergabe von Athen 1458 ein türkischer Vasallenstaat. Serbien aber wurde im gleichen Jahr eine türkische Provinz. 200 000 Einwohner kamen in die Sklaverei oder in die Janitscharenkorps oder schließlich in fremde entvölkerte Gegenden, um im Dienste der türkischen Paschas Ackerbau und Viehzucht zu treiben, als willenlose Kreaturen und Ausbeutungsobjekte ihrer Herrschaft. Die besseren, widerstandsfähigeren Elemente, also die adeligen Familien, zogen sich in die unzugänglichen Schlupfwinkel der Schwarzen Berge zurück, um mit dem wilden Bergvolk der Montenegriner jahrhundertelang von Raub und Plünderein zu leben, selbständig, soweit zügellose Horden in derartigen Bergländern selbständig ihr Dasein behaupten können. Das Reich der alten, vielbesungenen Serbenhelden Duschan und Lazar war nun für Jahrhunderte von den Tafeln der Weltgeschichte ausgelöscht. Ein trauriges, aber selbstverschuldetes Los!

Auf dem Peloponnes führten dauernde Unruhen zu einer völligen grausamen Unterjochung des Landes. Das christliche Parthenon in Athen wurde jetzt gleichfalls in eine Moschee umgewandelt. Morea glich einem rauchenden Trümmerhaufen. Trapezunt fiel. Und auch die Geschichte des griechischen Volkes hörte damit seit 1461 für Jahrhunderte eigentlich auf. Selbst die griechischen Inseln gehörten nunmehr unbestritten der Hohen Pforte.

Vergeblich trachtete Hunyadys tapferer Sohn Matthias Corvinus, der die ungarische Königskrone gewonnen hatte, das Werk seines Vaters erfolgreich fortzuführen. Er mußte erleben, daß Bosnien und die Herzegowina von

Digitized by Google

den Türken verwüstet und am Ende erobert wurde, trotz verschiedener Einzelsiege daselbst, daß Skanderbeg starb und die Kraft der kühnen Albaner an der Adria zu versagen anfing, daß die venezianische Insel Euböa von Mohammed besetzt wurde, ohne daß die stolze Republik sie halten konnte, und daß die Walachei endgültig unter die Herrschaft des Halbmonds gelangte.

Endlich 1481 starb der gefürchtete Bluthund. Auf einem Feldzug gegen Rhodos in Asien ereilte den erst 52 Jahre alten Sultan Mohammed II. der Tod. Mit ihm schied einer der gewaltigsten Fürsten und Heerführer vom Schauplatz der Weltgeschichte.

Der osmanische Thron war verwaist. Ein blutiger Bruderkrieg hub an. Die Janitscharen rissen alle Gewalt an sich. Der ältere Sohn des Verstorbenen, Bajazid, damals Statthalter in Amasia, und der jüngere, Dschem, in Karamien kämpften um die Herrschaft. Dieser, zweifellos glänzender begabt, verfügte über die Unterstützung des bisherigen Großwesirs Mohammed-Mischani. Demgegenüber waren die Janitscharen auf der Hut. Als sie merkten, daß man das Ableben des Sultans verheimlichte, um Dschem Zeit zu verschaffen, noch vor seinem älteren Bruder in Stambul einzutreffen und sich des Thrones zu bemächtigen, stürmten sie das Serail und ermordeten den Großwesir. Prinz Bajazid wurde als Sultan ausgerufen. Kaum war er in der Residenz angelangt, so sah er sich gezwungen, den aufrührerischen „Freunden" den Sold zu erhöhen und jegliche Amnestie zu gewähren. Nur so beruhigten sich die Janitscharen wieder.

Die erste Schlacht zwischen Bajazid und Dschem fiel gleichfalls zugunsten des Erstgenannten. Nur mit Mühe und Not rettete sich der geschlagene Bruder nach Syrien. Auch ein zweiter Versuch, das Erbe seines Vaters anzutreten, mißlang. Bajazid bliebst erst recht am Ruder.

Dschem begab sich nun zum souveränen Großmeister des Johanniterordens auf der Insel Rhodus, in der Hoffnung, gemeinsam mit diesem den mächtigen Bruder zu bezwingen. Aber die klugen christlichen Ritter dachten nicht daran sich eines türkischen Prinzen wegen in einen aussichtslosen Kampf mit der Pforte einzulassen, der ihnen allenfalls hätte das eigene Land kosten können, sondern sie bedienten sich Dschems nur als Mittel, auf den neuen Sultan Repressalien auszuüben. Bereits 1483 schlossen sie mit Bajazid II. einen vorteilhaften Frieden. Demgemäß sollte für des jetzigen Sultans Lebenszeit kein Krieg zwischen den Osmanen und dem Johanniterorden mehr stattfinden, der Handel und Verkehr desselben nicht mehr gestört und schließlich für Unterhalt und Bewachung des Prinzen Dschem ein Jahresbeitrag von 45 000 Dukaten gezahlt werden. Der Gefangene wurde

Digitized by Google

nach Südfrankreich gebracht und dort in fürstlicher Haft gehalten. Schließlich kam er nach Rom. Der damalige Papst Innozenz VIII. überhäufte ihn mit Liebenswürdigkeiten aller Art, ließ ihn jedoch nicht los. Denn so lange Dschem sich in festen Händen befand, war jede Bedrohung des Abendlandes durch den Sultan ausgeschlossen. Er galt mit Recht als das sicherste Unterpfand des europäischen Friedens.

Erst der ruchlose Alexander VI. entäußerte sich Dschems in schnöder Selbstsucht, nachdem man von Stambul aus große Geldversprechungen gemacht hatte, falls der mißliebige Thronbewerber umgebracht würde. Von den Franzosen in der Engelsburg bedrängt, gab der Papst seinen Gefangenen preis. Und bald hernach, 1495, erlag der erst 36 Jahre alte, auch als Dichter hochgeschätzte und bedeutende Prinz den Folgen einer Vergiftung, deren Opfer er geworden war.

Bajazid II. verfolgte auch jetzt noch eine im allgemeinen friedliche Politik. Er liebte Wissenschaften und Künste mehr als das Schwert. Er fühlte sich, von Gelehrten, Dichtern und Architekten umgeben, wohler als auf den Gefilden des Schlachtfelds inmitten beutegieriger Soldaten.

Den einzig namhaften Krieg führte Bajazid mit Venedig. Er verlief unglücklich für die Republik. Im folgenden Frieden von 1503 verzichtete Venedig auf Durazzo, Lepanto und die messenischen Städte. Gleichzeitig kam ein Waffenstillstand mit Ungarn zustande. Die Verhandlungen zeitigten Ergebnisse, wie sie von den christlichen Staaten nach dem Verlauf der Kämpfe günstiger gar nicht erwartet werden konnten.

Der Sultan ersehnte den Frieden, allein er kam nicht zur Ruhe. Ein entsetzliches Erdbeben, das 1509 viele Städte seines Reiches teilweise oder ganz zerstörte und selbst in Stambul argen Schaden anrichtete, vor allem aber der Zwist und die Herrschsucht seiner Söhne vergällten ihm die letzten Lebensjahre.

Von den zahlreichen Söhnen waren schließlich drei übrig geblieben. Der älteste, Achmed, des Vaters Liebling, wurde vom jüngsten, Selim, hart verfolgt. Dieser, Statthalter in Trapezunt, erschien eines Tages mit 40 000 Mann vor Adrianopel, wo Bajazid für eine Zeitlang seine Residenz aufgeschlagen hatte, und forderte die Anerkennung als Thronerbe und weitere Statthalterschaften noch zu Lebzeiten des Vaters. Die kriegerischen Janitscharen waren des friedlichen Regimes überdrüssig und erblickten in Selim den Mann ihrer Hoffnungen und Wünsche. Auch bei Hof gewann er eine mächtige Partei.

Digitized by Google

Als nun auch Achmed in Anatolien einen Aufstand erregte, mußte Bajazid wohl oder übel zu den Waffen greifen, um sich selbst und seinen Thron vor den eigenen Kindern zu schützen. Selim wurde geschlagen und floh nach der Krim (1511).

In Eilmärschen nahte Achmed, um den günstigen Augenblick zu erfassen und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Eine Palastrevolution der Janitscharen trieb die Unruhen auf die Spitze. Selim kam neuerdings zurück und wurde von der Leibgarde des Sultans mit Unterstützung des jüngsten Bruders zum Herrscher aller Gläubiger ausgerufen. Bajazid II. mußte dem Thron entsagen und sich in die Verbannung zurückziehen. Hier bekam er kurze Zeit hernach im Auftrag des neuen Sultans, seines Sohnes Selim, vom Leibarzt Gift und starb (1512).

Mit Selim I. begannen die Eroberungszüge der Türken aufs neue. Er war es, der trotz seiner tierischen Grausamkeit die äußerste Machtentfaltung seines Reiches und dessen Blüte unter Soliman dem Großen einleitete. Bald stand der Halbmond im Zenit.

Digitized by Google

4. Kapitel.

Soliman der Große.

Ehe wir dem Glanzzeitalter des Osmanischen Reiches unsere Blicke zuwenden und dem berühmtesten Sultan auf seinen Siegeszügen und in der Entwicklung und Ausdehnung seiner Herrschaft folgen, müssen wir seines Vorläufers Selim I. gedenken, der von 1512 bis 1520 regierte.

Eine scharfe Charakteristik des würdigen Enkels von Mohammed II. zeichnete Hertzberg: Selim I. war wie die meisten dieser stolzen Herrschergestalten aus Osmans Hause in hohem Grade wissenschaftlich gebildet, persönlich auch Dichter. Gleich seinem Großvater mit den erstaunlichsten Talenten zur Herrschaft und zur Regierung begabt, dabei zäh und ausdauernd, nachdenklich, aber blitzschnell in der Ausführung seiner Pläne, persönlich tapfer wie alle diese Sultane, ein eifriger Jäger, übrigens im Verkehr mit seinem Harem und in andern Genüssen sehr mäßig — hat er doch durch verschiedene Züge seines Wesens einen furchtbaren Ruf erworben. Das tiefe Mißtrauen, das ihn erfüllte, dazu seine Eifersucht und der schreckliche Jähzorn, der nur zu oft angsterregend aus seinen wilden Augen leuchtete, haben ihn zum blutigen Mörder zahlreicher Verwandter, Freunde und Diener gemacht. Dabei beherrschte ihn, der bei einer gewissen grotesk zugeschnittenen Art von Liebe zur Gerechtigkeit nach Art der furchtbarsten Machthaber des Ostens als streng und unerbittlich galt, unter Umständen eine dämonische Freude an Grausamkeiten, vor allem, wenn seine Rachgier entfesselt war. Das sollte jetzt während einer Reihe entsetzlicher Jahre namentlich der Orient empfinden, mit dem Abendland blieb er im allgemeinen auf einem friedlichen Fuße.

Bei seiner Thronerhebung sah er sich genötigt, jedem seiner Janitscharen 3000 Aspern (oder 50 Dukaten) zu schenken und außerdem die tägliche Löhnung aller Soldaten zu erhöhen.

Digitized by Google

Zunächst galt es, mit Hilfe dieser Truppen seinen Bruder Achmed endgültig niederzuringen. Dieser wurde 1513 in der Tat geschlagen, gefangen und dann hingerichtet. Auch den andern Bruder schaffte er sich durch Mord vom Leibe. Fünf Neffen ließ der neue Sultan gleichfalls töten. Dann wandte er sich gegen die auswärtigen Feinde.

1514 begann die Glaubensverfolgung der schiitischen Perser. Selim rückte bis nach Täbris vor, empfing dort die Huldigungen der Perser, Armenier und Georgier und herrschte nach diesem siegreichen Feldzug nun über den ganzen Iran.

In einer mörderischen Schlacht warf der Sultan die Mameluken in Mesopotamien nieder. Und da die Ägypter ihre Ansprüche auf die Schutzherrschaft der heiligen Stätten Mekka und Medina nicht fallen lassen wollten, erklärte er auch ihnen den Krieg. Bei Haleb wurde das feindliche Heer geradezu völlig aufgerieben. Als Triumphator zog Selim in Damaskus ein. Syrien lag ihm zu Füßen. Die Beduinenstämme der Nachbarschaft schlossen sich an. Nur die Mameluken der Nil-Landschaften wollten nicht nachgeben. Aber schließlich blieb auch ihnen nichts anderes übrig als die Waffen zu strecken. 50 000 Leichen bedeckten die Wüste. Ein gräßliches Blutbad ging da zu Ende.

Die große Wichtigkeit des Erfolges in Ägypten lag klar zutage. Nunmehr war der Sultan in Stambul unbestrittenes weltliches Haupt der ganzen islamitischen Welt, nicht bloß Kaiser der Osmanen, sondern auch Kalif. Die Schlüssel der Kaaba von Mekka befanden sich in seinen Händen. Er konnte fortan den Heiligen Krieg ansagen. Und wenn er es tat, so erhob sich der Halbmond überall auf dem Erdenrund.

Heimgekehrt wollte Selim nun Europa seine Macht fühlen lassen. Zunächst gedachte er mit den Rhodiser Rittern, den ihm verhaßten „Höllenhunden", endgültig abzurechnen, um dann mit aller Gewalt auf das übrige Abendland sich zu stürzen. Mitten in den gewaltigen Rüstungen hiezu rief ihn ein Stärkerer vom Kriegstheater ab, der Tod. Auf dem Weg von Adrianopel nach Stambul erkrankte er an der Pest und starb.

Sein einziger Sohn Soliman, in der Reihe der Sultane der zweite dieses Namens, folgte ihm 1520 ohne irgendwelche Schwierigkeiten. Er war 25 Jahre alt, von Natur aus eine milde und liebenswürdige Persönlichkeit, glücklich genug, ohne Kämpfe und Frevel den Thron seiner Väter besteigen zu können. Er hielt Zucht und Ordnung unter den wilden Janitscharenregimentern. Auch gelang es ihm sehr rasch, da und dort aufflammende Auf-

Digitized by Google

standsbewegungen mit weiser Mäßigung zu unterdrücken. Und mancher seiner Feinde verwandelte sich gar bald in einen treuen Anhänger.

Alle Erwartungen, die man an den jungen Herrscher knüpfte, wurden von der Wirklichkeit noch übertroffen. Groß sowohl im Frieden als auch im Kriege, brachte er das Osmanenreich zweifellos auf den Gipfel seines Ruhmes, seiner Größe und seines Wohlstandes. Schon sein Äußeres wirkte ehrfurchtgebietend: seine hohe Gestalt, seine männliche Gesichtsbildung, die mächtigen, blitzenden schwarzen Augen unter einer breiten, wuchtigen Stirn, der wundervolle Ausdruck seiner edlen Züge machten auf jedermann den tiefsten Eindruck. Seine Lebhaftigkeit, seine Freigebigkeit, seine Milde, Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit unterschieden ihn sehr vorteilhaft von den Wüstürherrschern in den langen Reihen seiner Vorgänger und Nachfolger. Wohl kämpfte auch er blutige Kriege aus, aber soweit es ging suchte er deren Grausamkeit zu mildern, immer bloß auf die wachsende Größe seines Reiches bedacht und nicht auf Verfolgungen und Greueltaten.

Verschiedene Grenzzwischenfälle verursachten den Ausbruch des türkisch-ungarischen Kriegs. Der Sultan hatte vorher versucht durch ein Friedensangebot, das den Madjaren allerdings schimpflich erschien, die drohenden Auseinandersetzungen auf dem Schlachtfeld hintanzuhalten. Als aber sein Gesandter in Pest, ohne daß man daselbst weiter verhandelte, einfach erdrosselt wurde, gab es kein Zaudern mehr.

Riesenhafte Osmanenheere überschwemmten das feindliche Land, ohne irgendwo erfolgreichen Widerstand zu finden. Das schlechtgerüstete Ungarn wurde bei Schabatsch, bei Semlin, bei Belgrad vernichtend geschlagen (1522). Gleichzeitig wurde die Belagerung der stärksten feindlichen Inselfestung Rhodus eingeleitet und nach kolossalen Opfern am Ende des Jahres siegreich beendigt.

Leider konnte Soliman weder in Belgrad noch auf Rhodus die Tollwut seiner Janitscharenhorden in dem von ihm gewünschten Maße zügeln. Kirchen und Klöster wurden besudelt, Frauen und Kinder geschändet und Greueltaten aller Art vollbracht.

Doch gelang es wenigstens die Hauptsache des Kapitulationsvertrags zu halten: Alle Ritter des Johanniterordens lateinischer Zunge durften Stadt und Insel frei verlassen und bekamen für sich und ihr Gefolge Schiffe zur Überfahrt nach Kreta. Unter der Bevölkerung wurden weder jetzt noch später Janitscharen oder Sklaven ausgehoben. Die freie Ausübung des christlichen Gottesdienstes war nach wie vor gestattet, die Sicherheit des Privateigentums grundsätzlich gewährleistet. Und Soliman brach sein Wort nicht.

Digitized by Google

Inzwischen nahmen die Kämpfe in Ungarn ihre Fortsetzung. Hier und in Böhmen war nach dem Tode seines Vaters Wladislaw Ludwig II., der Schwager des deutschen Kaisers Ferdinand, König geworden. Infolge der traurigen politischen Lage des Landes, der ewigen Streitigkeiten und mangelhaften Rüstungen konnte von einem Erfolg dem Sultan gegenüber von vornherein keine Rede sein. Gleichwohl zog Ludwig dem übermächtigen Feinde entgegen, wurde aber bei Mohacs vollständig besiegt und fand auf der Flucht den Tod. Er hinterließ keinen Leibeserben. Daher folgte ihm als nächster Verwandter Ferdinand von Habsburg als König sowohl in Böhmen wie in Ungarn. 1526 kam die Vereinigung beider Reiche mit Österreich zustande. Die österreichisch-ungarische Monarchie trat als solche in die Weltgeschichte ein.

Die Mehrheit der ungarischen Stände freilich wollte Ferdinand nicht anerkennen, sondern wählte den Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, zum Ungarnkönig. Dieser wandte sich sofort nach der Wahl an den Sultan um Hilfe wider seinen westlichen Gegenkönig, um so mehr, da Ferdinands Truppen in Ungarn siegreich waren, und bot sich der Pforte als Vasall an.

Soliman nahm das Angebot an und entsandte die zur Unterstützung Zapolyas nötigen Truppen nach Nordungarn und schließlich in der Richtung nach Wien. Das Söldnerheer Ferdinands vermochte keinen ernsthaften Widerstand zu leisten. Und schließlich wehte die Fahne des Halbmonds dicht vor den Toren der Haupt- und Residenzstadt des alten Deutschen Reichs.

Am 9. Oktober 1529 begann die Belagerung mit einem ersten, allerdings vergeblichen Sturm. Nachdem eine zweite Bresche gelegt worden war, ging man am 14. Oktober abermals zum allgemeinen Angriff vor, wieder ohne Erfolg. Endlich rückte auch das sehnlichst erwartete Ersatzheer heran. Und am 16. Oktober schon mußte der Sultan unverrichteter Dinge wieder abziehen. Nur in Ungarn blieb er dauernd unumschränkter Herr. Ferdinand begnügte sich mit dem Königstitel, denn, um seine Ansprüche geltend zu machen, besaß er trotz seines Ausgleichs mit Zapolya die Macht nicht.

Während Solimans Feldherren das gewaltige Reich im Orient vergrößerten, beschäftigte dieser sich immer wieder mit Ungarn, bis er endlich 1566 vor der Feste Szigeth im Lager starb. In Körners Heldendrama „Zriny" lebt die letzte Episode seines tatenreichen Daseins auch poetisch verherrlicht fort. Auf seinem Sarge aber stand zu lesen: „Alle Herrschaft ist vergänglich; die letzte Stunde wartet auf jeden von Menschen Geborenen; weder Zeit noch Tod jedoch können dem Ewigen obsiegen: Allah allein ist groß!"

Digitized by Google

So unvergleichlich Soliman als Herrscher war, dehnte sich ja sein Reich von der Adria bis zum Tigris, von den Karpathen bis zur Nilquelle aus und regierte er darin wie nur irgend ein guter und weiser Monarch regieren kann, so tragisch verlief sein Familienleben.

Eine zuverlässige Geschichtsquelle berichtet darüber also: Soliman besaß ein ränkesüchtiges Nebenweib, Roxelane, ursprünglich Sklavin russischer Abkunft. Diese haßte den nicht von ihr gebornen ältesten Sohn und Thronerben Mustafa, der beim Volk allgemein beliebt war. Der Großwesir Ibrahim Pascha erriet aber ihre schwarzen Pläne und nahm Mustafa in Schutz. Nun überredete die ränkevolle Sultanin ihren Gemahl, sein Wesir sei ein Verräter, und so fiel der treue Diener seines Herrn dem Verhängnis zum Opfer. Soliman beraubte sich so seines besten Ratgebers. Ihm folgte in der Würde des höchsten Staatsbeamten Rustem Pascha, der sich der teuflischen Roxelane willig zeigte. Er machte den armen Mustafa bei seinem Vater verdächtig als Rebellen und Verschwörer.

Soliman ließ hierauf den Angeschuldigten ins Lager bringen. Hier wurde der Thronerbe von den begeisterten Janitscharen und allen übrigen Soldaten mit Jubel empfangen. „Hört Ihr das Jauchzen?", fragte Rustem Pascha, in seiner schwarzen Seele triumphierend. „Ja, es ist ein Aufruhr!" erwiderte der Sultan, zu jeglicher Strafe bereit.

Als nun der arglose Mustafa vor das Zelt seines kaiserlichen Vaters kam, erwarteten ihn Schergen, um ihn stillschweigend zu erdrosseln. Händeringend rief der schuldlos Verurteilte diesen um Hilfe. Soliman, der hinter einem Vorhang des Zeltes alles beobachtete, ließ jedoch von seinem Argwohn noch immer nicht ab.

Der jüngste Sohn, der an Mustafa sehr hing, war gerade im Lager. Er eilte nach Solimans Zelt und fand den teuern Bruder bereits leblos auf den Boden hingestreckt. „Unnatürlicher Vater!", rief er dem Sultan zu, „du sollst statt eines Grabes deren zwei füllen!" Sprach's, stieß sich einen Dolch ins Herz und sank tot hin auf die noch zuckende Leiche seines Bruders.

Im Lager erhob sich jetzt wirklich ein Aufruhr. Die Krieger verlangten den Kopf Rustem Paschas, dem sie mit Recht die blutige Tat zuschoben. Soliman verbannte ihn nur. Und erst später erkannte er, wie sehr er selbst das Opfer einer fürchterlichen Intrige gewesen war. Zuvor sollte noch ein Enkel eines unnatürlichen Todes sterben.

In Brussa lebte nämlich Mustafas zwölfjähriger Sohn, Ibrahim geheißen. Auch er galt als im höchsten Grad verdächtig. Ein Sklave entriß

Digitized by Google

ihn daher den Armen seiner Mutter, führte ihn an eine abgelegene Stelle und zeigte ihm eine seidene Schnur mit den Worten: „Der Sultan hat deinen Tod befohlen."

„Dieser Befehl ist mir so heilig, als wenn er von Allah selbst käme," sprach Ibrahim, reichte dem Henker seinen Hals hin und ließ sich erdrosseln.

Nun stand noch der zweitälteste Sohn, der friedfertige Bajazid, der ruchlosen Roxelane im Wege. Auch er mußte sterben. Soliman verfolgte ihn, da er wähnte, dieser Sohn trachte nach seinem Leben und der vorzeitigen Herrschaft über das Reich. Bajazid floh nach Persien und wurde hier mit vier Söhnen auf Befehl des Sultans im Gefängnis erdrosselt.

Jetzt erst war der Weg frei, um den Sprößling Roxelanens, Selim, zum unbestrittenen Thronfolger zu machen. Dieser gelangte denn auch 1566 zur Regierung.

Ein Trinker, Spieler und Haremslüstling hielt nun das Zepter in Händen Die tatkräftige Linie des Osmanenhauses war ausgestorben. Das Zeitalter des Verfalls begann.

Digitized by Google

5. Kapitel.

Das politische und kulturelle Leben der Türkei im Zeitalter ihrer Blüte und Machtentfaltung.

Die Grundlage des türkischen Staates war das Lehenswesen. Jeder kleine Gutsbesitzer hatte zwei bis vier Reiter auszurüsten und dem Sultan zur Verfügung zu stellen. Durch Fleiß und Tüchtigkeit konnte eine Hand im Lauf der Zeit auch mehrere Lehen vereinigen. Der Sohn eines solchen Mannes durfte jedoch nur das Grundlehen behalten, mußte also ebenfalls klein anfangen.

Jene Reiter, bewaffnet mit Pfeil und Bogen, einer leichten Lanze und einem kurzen Schwert, deren Hauptsorge es war, für die Erhaltung des Pferdes aufzukommen, bildeten die Kerntruppe des osmanischen Heeres. Die in einer Landschaft vorhandenen Lehensgruppen gehörten zu einem sogenannten Sandschak. Deren gab es in der Türkei 250. An der Spitze eines Sandschaks stand der Sandschakbeg. Diese wieder wurden von den Beglerbegs kommandiert. Der Beglerbeg von Rumili hatte die Befugnisse eines Feldmarschalls der gesamten türkischen Streitkräfte. Seinem Befehle mußten sich selbst die kaiserlichen Prinzen beugen.

Natürlich trug dieses System den Keim der Korruption in sich. Bestechungen aller Art waren an der Tagesordnung, bis endlich Soliman der Große auch hier Wandel schaffte, indem er den Beglerbegs das Recht der eigenmächtigen Belehnung entzog und die Erbansprüche der Söhne von Lehenbesitzern genau geregelt wurden.

Leider erwiesen sich auch diese Maßregeln seit dem allmählich unaufhaltsamen Verfall des Staates unter schwachen Nachfolgern, auf die wir später noch zu sprechen kommen, nicht von dauernder und ausreichender Wirkung. Und so traten denn im sechzehnten Jahrhundert immer mehr Söldlinge an

Digitized by Google

die Stelle der bisherigen Lehnstruppen, denen die Zusammensetzung mehrerer Sandschaks zu Paschaliks nicht zum Heile gereichte. Die Sandschakbegs besaßen eine offene Hand, die Paschas aber ihrer zwei. Und über allen thronten nach wie vor die Beglerbegs als die beutegierigsten und gewinnsüchtigsten von allen.

Unter den Soldtruppen des Sultans zeichneten sich die Spahis aus. Sie spielten dieselbe Rolle wie die Landsknechte in den Heeren des Westens. Tapfere wilde Kerle, in siegreichen Kämpfen erprobt, mitunter sogar reich geworden, daher prunkliebend, nicht selten einen unerhörten Luxus verbreitend. Man rühmte die Schönheit ihrer Rosse, deren Geschirr von Gold, Silber und Edelsteinen erstrahlte. Selbst ihr Schwert war mit blitzenden Juwelen geschmückt. Im übrigen führten sie Pfeil und Lanze wie die Lehnstruppen und einen Turban auf dem Kopf. Nur war der Turban ebenso wie ihre Kleidung naturgemäß üppiger, prachtvoller und bunter. Die Feuerwaffe, zwar schon im sechzehnten Jahrhundert gebraucht, kam erst im siebzehnten zu einer mehr allgemeinen Geltung.

Die schlimmsten Gesellen waren jedenfalls die Akindschi, die Zinsbauern, die sich durch Raub als Vortrab des türkischen Heeres für die Entbehrungen zur Friedenszeit schadlos hielten. Sie bekamen keinen Sold und besaßen lediglich Steuerfreiheit.

Ihnen reihten sich würdig an die Hilfstruppen aus den tributpflichtigen Ländern der Moldau und Walachei, aus der Krim, aus Georgien und Kurdistan, mit zahlreichem internationalen Gesindel durchmischt.

Demgegenüber galten die Janitscharenkorps als die Nobelgarde der gesamten Wehrmacht. In vier großen Pagenkammern zu Adrianopel ausgebildet, stellten ihre Angehörigen die waffenfähige Blüte des unterdrückten christlichen Volkes dar. Schon im Knabenalter den Eltern entrissen und dem angestammten Glauben entfremdet, wuchsen sie wie richtige Türken auf. Manche gelangten zu den obersten Hof- und Staatsämtern und wurden daher von der osmanischen Stammbevölkerung beneidet. Und so geschah es oft genug, daß Türkenkinder an Stelle der Christenkinder eingeschmuggelt wurden. Umgekehrt war es reichen Familien möglich, ihre für den Janitscharenberuf bestimmten Söhne rechtzeitig loszukaufen. Anderseits wanderte mehr als ein Knabe auf den Sklavenmarkt, wenn der mit der Einhebung betraute gewinnsüchtige Beamte es also bestimmte. Erst 1638 wurde der abscheuliche Knabenzins in der Türkei abgeschafft.

Die Zahl der Janitscharen betrug ungefähr 60 000. Darüber ging man ungern hinaus. Denn der Übermut dieser Elite-Truppe kannte bald keine

Digitized by Google

Grenze und bedeutete eine stete Gefahr für das Reich. Nicht nur, daß sie jeden Thronwechsel benutzte, um ihre ins Maßlose gesteigerten finanziellen Ansprüche geltend zu machen, auch ihr Blutdurst, der nicht einmal die eigenen Führer und den Großwesir verschonte, erregte die wachsende Besorgnis der Sultane.

Eine Schwächung der Janitscharen erfolgte erst, als man sich entschloß, sie auf verschiedene, weit voneinander entfernte Garnisonen zu verteilen und ihnen die Erlaubnis zum Heiraten zu gewähren. Dadurch schwächte man allerdings auch die Schlagfertigkeit des Heeres selbst. Und der schreckliche Glanz des Halbmonds begann zu verblassen.

Zur türkischen Armee gehörte noch die Artillerie, der Train, eine sehr wichtige, allerdings recht kostspielige und schwerfällige Truppe, benötigte doch das Wiener Belagerungsheer von 1529 rund 22 000 Kamele allein zum Transport des Brotmehls, und die Abteilung der Waffenschmiede.

Der Marsch des Gesamtheeres vollzog sich in folgender Reihenfolge: Zuerst kam die Vorhut, Akindschi, leichte Feldartillerie und das Korps der Waffenschmiede, Dschebedschi geheißen, dann die Hauptmacht, die Janitscharen mit ihrem Agha, den beiden obersten Heeresrichtern und den Rechnungsbeamten, dann der Sultan, von Haustruppen und Leibpagen umgeben, von der heiligen Fahne des Propheten beschirmt, vom Großwesir und den übrigen Würdenträgern nebst Gefolge begleitet, schließlich die Beglerbegs mit den Lehnstruppen. Die Masse Dirnen, wie sie sonst den Heeren des Westens zu folgen pflegten, fehlte. Trinkgelage, Fraß und Ausschreitungen aller Art waren streng verpönt. Der Sultan verlangte von den Soldaten, daß sie jeden Krieg gegen die Ungläubigen wirklich als Heiligen Krieg führten und ihr einziges Ziel unverrückt und ungestört im Auge behielten.

Die Türkei bevorzugte den Landkrieg und trachtete mit allen ihren Gegnern auf dem Lande fertig zu werden. Seekriege führte sie nur im äußersten Notfall. Und daher verfügte die Pforte verhältnismäßig erst spät über eine größere Flotte, die der Macht und dem Ansehen des Osmanischen Reiches entsprach.

Venezianische Schiffsbaumeister besorgten den Ausbau der anfangs noch kärglich vorhandenen Marine mit Hilfe griechischer Arbeiter. Schon darin kam zum Ausdruck, daß die Flotte nichts Bodenständiges war. Die Ufer des Schwarzen Meeres mußten das Holz liefern, die Moldau und Walachei das Erz, und aus Frankreich kaufte man das nötige Segeltuch.

Auf den Schiffsbänken angeschmiedete christliche Galeerensklaven, Italiener, Griechen und angeworbenes Gesindel aus aller Herren Länder bil-

Digitized by Google

deten die bunt zusammengewürfelte Bemannung. Auch die Kapitäne waren besoldete Fremdlinge. Und gleichwohl herrschte über allen Ordnung gebietend und Sieg erkämpfend der Halbmond. Die Türken regierten damals ebenso wie im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert die Engländer, ihre Erben, auf dem Erdball.

Das größte osmanische Schlachtschiff, 1575 erbaut, faßte gegen 600 Ruderknechte. Daneben gab es noch weitere Fahrzeuge dieser Klasse, sogenannte Maonen, und leichte Kreuzer, Tschekdiris und Kadrigas, mit beiläufig je 150 Rudern. Die Schiffsartillerie war im allgemeinen, wenigstens bis zur Seeschlacht von Lepanto, durchaus ungenügend.

Die beutelustigen Berber, Piraten vom Scheitel bis zur Sohle, umschwärmten die reguläre türkische Flotte gern als Begleitung, um unter dem Schutz des Halbmonds besser und ausgiebiger plündern zu können. Diese freiwillige Freibeutergilde empfand man jedoch mit der Zeit eher lästig als angenehm. Doch war sie nur schwer abzuschütteln.

Die Würde eines Admirals bekleidete der jeweilige Sandschakbei von Gallipoli. Der Posten gehörte zu den begehrtesten im Staate, sicherte er ja dem Inhaber ganz gewaltige Einkünfte an Geld und Ware. 300 Kapitäne gehorchten seinem Befehl.

So konnte sich der Sultan zur Zeit der Blüte und größten Machtentfaltung seines Volkes auf wohl organisierte Streitkräfte zu Wasser und zu Lande stützen. Er selbst herrschte mit absoluter Allgewalt über Tod und Leben seiner Untertanen. Kein Papst, keine Kirche trat ihm in den Weg und verursachte ihm Gewissensbisse. Seine Einkünfte bezifferten sich bereits um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf 10 bis 15 Millionen Dukaten jährlich, eine für damalige Zeiten geradezu ungeheuerliche Summe. Manche Sultane waren mehr Sparmeister als Baumeister und entzogen so durch Anhäufung eines riesigen Goldschatzes viel Geld dem öffentlichen Handel und Verkehr, diesen dadurch schwer schädigend.

Der oberste Beamte, der Kanzler des Osmanischen Reiches war der Großwesir. Seit Sultan Mohammed II. bekleidete dieser jedoch eine noch höhere Stelle als Gebieter über Leben und Tod gleich dem Herrscher selbst, dem allein er Verantwortung schuldete und das nur auf dessen Befragen. Er empfing jede Woche die Huldigungen der Statthalter, Kleinfürsten und ihrer Vertreter. Er schloß mit auswärtigen Mächten Verträge ab. Er verteilte Provinzen und verlieh Kommandostellen. Dies alles, nachdem Soliman der Große dem jeweiligen Großwesir als solchem einen Teil seiner Herrscher-

Digitized by Google

gewalt übertragen hatte. Natürlich wurde die Macht auch mißbraucht. Habgierige Großwesire ließen sich die ärgsten Bestechlichkeiten zuschulden kommen. Und so sank mit ihrer Würde auch das Ansehen der Regierung und schließlich verfiel das ganze Staatswesen überhaupt.

Neben dem Großwesir gab es später vier bis sechs Wesire untergeordneten Ranges, die ebenfalls drei Roßschweife auf ihrem Turban führten, jenem also äußerlich gleichgestellt werden, keineswegs aber dessen Einfluß besaßen und durch ihre Intrigen höchstens schädlich wirkten.

Schließlich existierte der sogenannte Diwan, eine Art von Volksversammlung, später zu einem Ministerrat unter Vorsitz des Großwesirs umgestaltet, die beiden Beglerbegs für Asien und Europa, die drei Heeresrichter usw.

Der Diwan versammelte sich regelmäßig an vier Tagen der Woche im Serail. Jeder Untertan konnte bei den Sitzungen, die vom Morgen bis zum Abend währten, seine Bitten und Beschwerden vorbringen. Am Schluß einer jeden Woche wurde der Diwan vom Sultan in Audienz empfangen.

Dem Charakter der Türkei als eines Militärstaats entsprechend standen auch an der Spitze der Ziviljustiz die drei Heeresrichter. Der wichtigste richterliche Beamte, den jeder Kreis besaß, war der Kadi. Er urteilte nach dem Koran und besorgte außerdem die Funktionen eines Notars. Trotz fester Gerichtstaxen konnte die Korruption dieser Rechtspfleger ebensowenig wie die der übrigen Beamten beseitigt werden. Die stets zum Nehmen bereite offene Hand stellte ein Krebsübel des türkischen Staatsorganismus dar, das je länger, desto verderblicher und tiefer um sich griff.

Als oberste Instanz in theologischen und juristischen Angelegenheiten amtierte der Scheich-ül-Islam Mufti, dessen Gutachten (Fetwa) als letzte Entscheidung galt. Doch war seine Macht mehr theoretisch. Ohne den Sultan vermochte er gar nichts.

Der Mufti bestätigte die Geistlichen der Hauptstadt. Die Imame in der Provinz hingen in gleicher Weise von den Heeresrichtern ab. Diese niederen Kultusbeamten leiteten das fünfmalige öffentliche Gebet des Tages. Die Freitagsprediger hatten höheren Rang. Die Gebetsausrufer und Moscheediener dagegen bildeten eine besondere Klasse, die niederste in der türkischen Hierarchie.

Der Unterricht erfolgte ausschließlich auf religiöser Grundlage. Meist in Verbindung mit der Moschee befand sich auch eine Schule. Der Knabe lernte zunächst von Repetitoren die Anfangsgründe des Islam. Nach Ab-

Digitized by Google

schluß dieser Studien war der junge Schriftgelehrte ein „Wissender" und konnte wählen zwischen dem Beruf eines Lehrers, eines Richters oder eines Geistlichen niederen Grades. Strebte er höher, so mußte er sieben Jahre dem Spezialstudium der Theologie widmen und sich sodann einer Prüfung vor dem Mufti unterziehen. Nach erfolgreichem Bestehen derselben besaß er die Anwartschaft auf eine Lehrstelle an einer der oben erwähnten Schulen (Medressen). Im Verlauf der Zeit avancierte er schließlich zum Molla oder einem anderen Würdenträger des Reiches.

Großen Rückhalt im Volk besaßen die Derwische, Mitglieder von religiösen Genossenschaften mit gemeinschaftlichen, bis zur Ekstase gesteigerten Andachtsübungen (wilden Tänzen usw.) nach gewissen Regeln. Es gab vor allem in Asien, aber auch in Rumelien mehrere solcher Orden.

Arabische und persische Vorbilder beherrschten die ganze wissenschaftliche und poetische Kultur der Türken. Die Theologen konnten ohne Kenntnis des Arabischen, die Historiker ohne die des Persischen einfach nicht bestehen. Außer der Geschichte pflegten die Osmanen von den Profanwissenschaften höchstens noch die Erdkunde, hierin freilich mehr abendländischen Einflüssen unterworfen.

In der Dichtung leistete man am Bosporus wenig. Selbst in der Blütezeit des Reiches sahen die Gebildeten der Nation mit einer gewissen Geringschätzung auf das heimische Schrifttum herab. Die im Volke weitverbreiteten Helden- und Heiligengeschichten erhoben auf künstlerischen Wert allerdings keinen Anspruch. Und welcher Literat einigermaßen Anklang finden wollte, mußte sich nicht bloß der persischen Form, sondern auch der persischen Sprache bedienen. Der Meister des Ghasels in türkischen Landen hieß Baki (gestorben 1600). Aber schon vorher beteiligten sich Edelleute, ja sogar Sultane an der Ghaselenpoesie.

Was die Toleranz anbelangt, so befleißigten sich die türkischen Behörden in den größeren Städten, besonders in Konstantinopel einer solchen wirklich. Die Griechen und andern Christen konnten ungestört und mit einem gewissen Pomp ihren Gottesdienst, ihre Taufen, Hochzeiten usw. feiern. Draußen auf dem Lande freilich, wo das Auge des Gesetzes weniger wachte, mußten sie die religiöse Duldung oft durch mehr oder minder große Geldsummen erkaufen und waren den schlimmsten Quälereien durch gewissenlose Amtsorgane oder aufgehetzte mohammedanische Mitbewohner ausgesetzt.

Die Juden erfreuten sich in den Städten gleichfalls großer Gewissensfreiheit. In Konstantinopel wohnten am Ende des sechzehnten Jahrhunderts

Digitized by Google

gegen 20 000 Bekenner des mosaischen Glaubens. Anfangs als Gaukler und Possenreißer dank ihrer angebornen schauspielerischen Talente am Hofe des Sultans wohlgelitten, bereicherten sich später viele als Ärzte und Finanzleute. In diesen Eigenschaften gewannen sie nicht selten einen hohen politischen Einfluß. Am weitesten brachte es ein gewisser Joseph Nasi, ein um 1550 aus Portugal eingewanderter Jude, der sich ein gewaltiges Vermögen erwarb und den Europäern gegenüber sich Herzog von Naxos nannte. Er war der Rothschild des Osmanischen Reiches in dessen Blütezeit.

Digitized by Google

6. Kapitel.

Anzeichen des Niedergangs.

Solimans des Großen Nachfolger Selim II., ein verweichlichter Liebhaber des Harems, war friedlichen Lebensgenüssen geneigt und wollte den Krieg nicht. Mußte er auch im Felde, in Ungarn, seinen Regierungsantritt feiern, so dachte er jetzt erst recht daran, so rasch wie möglich heimkehren zu können. Er schloß daher 1568 mit Österreich einen Frieden ab auf Grundlage der Anerkennung des beiderseitigen Besitzstandes.

Sein Hofjude Joseph Nasi dagegen ruhte nicht, die Beutegier der maßgebenden Kreise anzustacheln. Die reiche Insel Zypern, damals im Besitz der Republik Venedig, erschien bald auch dem Sultan begehrenswert. Und so stellte er an die Signoria des Freistaats die Forderung, sie ihm gutwillig abzutreten. Da Venedig nein sagte, kam es 1570 zur Kriegserklärung. Zunächst bemächtigte sich der Halbmond der von einer kleinen Heldenschar betrauten Insel verhältnismäßig ohne nennenswerten Widerstand.

Die beiden auf Zypern befindlichen festen Plätze hießen Nikosia und Famagusta. Nikosia ergab sich nach sechs Wochen. Die Bevölkerung, über 30 000 Christen, wurde entweder niedergemetzelt oder auf dem Sklavenmarkt verkauft. Famagusta hielt sich länger, bis zum Sommer des nächsten Jahres, aber was vermochte das Häuflein der Verteidiger gegen die gewaltige türkische Übermacht? Die Einwohner drängten schließlich selber, der tapfere Festungskommandant Bragadino möge mit dem Führer der Belagerungstruppen, Mustafa Pascha, unter glimpflichen Bedingungen die Übergabe vereinbaren. Bragadino ließ sich am Ende dazu herbei, allein der schurkische Pascha brach sein Wort und hauste wie ein Wüterich in der besetzten Stadt. Dem unglückseligen Verteidiger der Christenschar wurden Nase und Ohren abgeschnitten. Dann banden ihn seine Peiniger an eine Segelstange und folterten ihn öffentlich unter Trommelschall und Trompetengeschmetter bis aufs Blut. Ihre

Digitized by Google

Absicht war, ihn zum Abfall vom angestammten Glauben zu bringen. Aber Bragadino erwiderte: „Ihr könnt meinen Leib zerfleischen, über meine Seele vermögt ihr nichts.“ Bereits hatte man ihm die Haut zur Hälfte abgezogen. Er duldete die namenlosen Schmerzen als Nachfolger Christi und als venezianischer Edelmann, ohne mit einer Wimper zu zucken. „Herr, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun,“ war sein letztes Wort. Dann brach er zusammen. Sein Leichnam wurde geviertelt und öffentlich zur Schau gestellt.

Die venezianische Flotte hatte inzwischen bei Kreta Aufstellung genommen. Sie wartete darauf, verstärkt zu werden. Endlich kam die ersehnte Hilfe. Der Papst und das Königreich Spanien schlossen sich dem Vorgehen Venedigs an und entsandten dreihundert Schiffe mit 80 000 Mann Besatzung unter der Führung des heldenhaften Don Juan d'Austria, eines natürlichen Habsburger Sprossen.

Die Verbündeten kamen im Meerbusen von Messina zusammen und beschlossen, die feindliche Flotte, die bei Lepanto lag, unverzüglich aufzusuchen und anzugreifen. Andreas Doria, der berühmte genuesische Seeheld, und andere hervorragende Unterbefehlshaber standen dem erst 24 Jahre alten Don Juan d'Austria zur Seite.

Die türkische Flotte unter Ali Pascha war mindestens um ein Drittel stärker. Doch nichts vermochte den Mut und die Angriffslust der Christen zu lähmen.

Als die einzelnen Geschwader einander in Kampfordnung gegenüberstanden, fuhr Don Juan d'Austria die Front der Seinigen ab, ließ die vom Papst geweihte Fahne des Erlösers hoch im Winde wehen und mahnte die Christen, die Ehre des Heilands und den ererbten Glauben bis in den Tod getreu zu verteidigen. Alles fiel in die Knie und betete laut.

Am 7. Oktober 1571 kam es zur Entscheidungsschlacht. Den rechten Flügel kommandierte Doria, den linken der Venezianer Barbarigo. Don Juan bereitete sich auf ein Heldenstück ganz eigener Art vor.

Geschichtschreiber berichten über den Verlauf der Schlacht folgende Einzelheiten: Anfangs war den Ungläubigen der Wind günstig, aber er legte sich beim Beginn des Kampfes und erhob sich nach kurzer Meeresstille wieder zum Vorteil der Christen, Rauchwolken gegen die osmanische Flotte treibend.

Vier Stunden lang schwankte der Sieg. Man schlug sich auf beiden Seiten mit unerhörter Tapferkeit, wußte man doch, warum man kämpfte. Die Türken suchten auf beiden Flanken ihre Gegner zu überflügeln. Auf ihrer Rechten gelang ihnen dies, und die Venezianer kamen in große Gefahr.

Digitized by Google

Acht ihrer großen Galeeren waren bereits in der ersten Stunde gesunken. Doch sie kämpften voll erbitterter Zähigkeit weiter, erwehrten sich der Gegner und gingen nun selbst zum Angriff vor.

Doria dehnte seine Schlachtlinie möglichst weit nach dem Osten aus. Dadurch schwächte er sich und kam an einigen Stellen in harte Bedrängnis. Da entschloß sich Don Juan zu einem letzten wagemutigen Vorstoß, der ihm entweder Tod oder Sieg verhieß.

Dem türkischen Zentrum gilt der geplante Schlag. Hunderte von Janitscharenleichen begräbt das Meer. Denn nun kämpfen die Spanier mit Todesverachtung Schiff gegen Schiff, Mann wider Mann, Brust an Brust.

Don Juan nähert sich auf seinem Schiff „Real" bereits der türkischen Admiralsgaleere „Allah". Er wird jedoch zurückgeworfen. Er nähert sich abermals und muß neuerdings weichen. Erst ein dritter Angriff verschafft ihm den heißersehnten Erfolg. Ali Pascha fällt. Das Mitteltreffen des Feindes ist durchbrochen, die venezianische Flanke gerettet. Hoch hebt der junge Seeheld die päpstliche Fahne und ruft: „Sieg, Sieg!" Der Halbmond sinkt . . .

Als endlich der Donner der Kanonen zu schweigen begann, da löste ihn ein nicht minder gewaltiger anderer Donner ab. Ein furchtbarer Gewittersturm erhob sich. Und die christliche Flotte wäre vernichtet worden, hätte nicht Don Juan die Geistesgegenwart besessen, sie rechtzeitig in einem Hafen zu bergen, bis das Unwetter vorüberzog. Es währte einen ganzen Tag und eine ganze Nacht. Hierauf flogen die Siegesbotschaften in alle Welt.

Groß waren freilich die Verluste der Verbündeten. Der zehnte Teil der Mannschaft lag auf dem Meeresgrund begraben, noch mehr kamen verwundet in die Lazarette des Festlands, darunter auch der künftige Schöpfer des unsterblichen Don Quixote, Don Miguel de Cervantes Saavedra, der als einfacher Soldat an dem denkwürdigen Treffen teilgenommen hatte.

Noch bedeutendere Verluste und Opfer beklagte der Feind. 130 Schiffe der Türken kamen erbeutet nach Messina. Außerdem kostete die Schlacht dem Halbmond weit über 15 000 Menschenleben und 12 000 Gefangene. Diese, christliche Rudersklaven, erhielten die Freiheit.

Papst Pius V. konnte, als die Nachricht des Siegs in Rom eintraf, keine Worte finden und vergoß Freudentränen. Zum Andenken an die glanzende Waffentat bekam die Lauretanische Litanei den Zusatz: „Du Hilfe der Christen, bitte für uns!" Zwei Jahre später wurde das Fest des heiligen Rosenkranzes oder Mariä vom Siege durch den Nachfolger auf Petri Stuhl Gregor XIII. auf den ersten Sonntag im Oktober verlegt.

Digitized by Google

König Philipp II. von Spanien wieder, der sich rühmen durfte, stets Herr aller seiner innern Empfindungen zu bleiben, wohnte der eben stattfindenden Vesper ohne äußere Erregung bei und ließ lediglich am Ende der Andacht ein feierliches Tedeum anstimmen, worauf er dem versammelten Hofe das Freudenereignis mitteilte.

Am gefaßtesten zeigte sich der Vertreter des Padischahs in Stambul. Dort sagte nämlich der Großwesir zu einem Venezianer nicht ohne Grund und Recht: „Durch die Eroberung Zyperns haben wir euch einen Arm abgeschnitten; durch die Vernichtung unserer Flotte habt ihr uns nur den Bart geschoren; nun erwächst aber ein geschnittener Arm nicht von neuem, während ein abgeschorener Bart um so kräftiger wiederkehrt." Den Christen gelang es nicht, ihren herrlichen Erfolg auch nur beiläufig auszunützen und zu verwerten.

Die unterjochte Bevölkerung der peloponnesischen Halbinsel wartete nur auf den Augenblick, sich wider den verhaßten Erbfeind erheben zu können, und hätte ihre Befreier mit Jubel begrüßt. Aber diese wollten nicht erscheinen. Nicht einmal Lepanto selbst, das ihnen als reife Frucht in den Schoß zu fallen versprach, griffen sie an. Die Verbündeten zogen einfach ab.

Daher traten die Türken ein Jahr später neuerdings gewaltig gerüstet auf den Kampfplan und die Venezianer sahen sich genötigt, da sie in Dalmatien erfolglos blieben, 1573 um einen Frieden anzusuchen und Zypern abzutreten. 1574 starb Selim II. an den Folgen seines allzu üppigen Lebenswandels. Und so wurde keiner seines Sieges froh.

Don Juan d'Austria erhöhte später seinen Ruhm durch die Eroberung von Tunis unter kastilischer Flagge. Er gedachte hierselbst ein christliches Fürstentum unter seinem Zepter einzurichten, wurde jedoch bald wieder vom übermächtigen Halbmond verdrängt, da Philipp II. von Spanien zu kurzsichtig war, ihm ausreichende Hilfskräfte und Mittel zur dauernden Behauptung des eroberten Gebiets zur Verfügung zu stellen.

Selims II. ältester Sohn, Murad III., wandelte in den Fußtapfen des Vaters weiter. Ein Sklave der Wollust, wurde er von andern beherrscht, statt selbst zu herrschen. Und das Schicksal seines Reiches nahm unter seiner Regierung einen weiteren Schritt abwärts.

1576 kam es in Täbris zu einer Palastrevolution, wobei der Schah von Persien sein Leben einbüßte.

Die nun folgende kaiserlose schreckliche Zeit voll blutiger Wirren und grauser Willkürherrschaft ließ die türkische Kriegspartei nicht ungenützt vor-

Digitized by Google

überziehen. Erst nach anderthalb Jahren vermochte einer der zehn „brüderlichen" Thronanwärter das Heft in die Hand zu bekommen. Fast gleichzeitig begann aber auch schon der Einbruch der Türken in Persien, zunächst im Kaukasus.

Tiflis wurde von den Osmanen rasch erobert, Kars zu einer starken Festung ausgebaut. Und 1585 standen sie endlich in der Hauptstadt des Schahs selbst. Von allen Seiten bedroht, schlossen die Perser Frieden. Sie überließen den Kaukasus und Asarbaidschan zunächst dem Sieger, aber ihr heldenhafter damaliger Schah Abbas der Große dachte dabei nur an eine bessere Zukunft der Rache und Wiedergeburt.

1623 entriß er dann auch Bagdad den Türken und wäre ihm ein noch längeres Leben beschieden gewesen, so hätte Persien nicht nur im Innern, sondern ebenso nach außen einen riesigen Aufschwung auf Kosten der türkischen Vorherrschaft im westlichen Asien genommen.

Mohammed III., der nach dem Ableben seines Vaters Murad III. (1595) das Reich des Kalifen regierte, hatte wenig Glück. Außer fortwährenden, im großen und ganzen bedeutungslosen Kämpfen in Ungarn gab es beständig Aufstände in Kleinasien. Und auch die folgenden Sultane, halb blödsinnige Schwächlinge oder tragische Tyrannen, über denen beständig das Richtschwert der Verschwörung schwebte — so erlag z. B. Osman II. ruchlosen Mörderhänden — erwiesen sich unfähig, die ihren Händen entsinkenden Zügel festzuhalten oder gar straffer zu spannen.

Zwar vermochten die Türken 1638, während Deutschland sich selbst zerfleischte und zu jedem Angriff auf den immer noch Kaiser und Reich bedrohenden Halbmond außerstande war, Bagdad wieder zu erobern. Aber ihr Stern erblaßte zusehends. Der damalige Sultan erlebte den Abschluß der Kämpfe mit Persien nicht und starb an den Folgen seiner Trunksucht.

Der neue Beherrscher aller Gläubigen, Ibrahim, ein womöglich noch mehr willenloser Lüstling, der in den Sinnenräuschen seines Harems kläglich sich zu betäuben suchte, besaß jedoch einen tatkräftigen Großwesir, Kara Mustafa, unter dem das türkische Reich neue Beweise seiner alten Macht und Herrlichkeit zu geben suchte.

Trotzdem eine Intrige der andern folgte, eine Palastrevolution die andere ablöste — seit 1648 saß sogar ein unmündiger Knabe auf dem Thron des Padischahs — ließ sich Kara Mustafa von seinen kriegerischen Plänen nicht abhalten. Doch weder eine Festigung des Reiches im Innern, noch entscheidende Erfolge den Venezianern gegenüber waren ihm beschieden. Im Gegenteil, Venedig machte allmählich in Dalmatien Fortschritte und schlug

Digitized by Google

1651 die türkische Flotte bei Paros aufs Haupt. Und im Norden lauerten Polen und Russen nur auf den günstigen Augenblick, den verhaßten Halbmond anzufallen.

So stand es durchaus nicht günstig um das Osmanische Reich, zumal da nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges auch die Macht des Hauses Habsburg sich neu zu festigen begann. Da wurde ein achtzigjähriger Greis, der hochbegabte Großwesir Mohammed Köprili, der Retter seines Vaterlandes.

Mit eiserner Hand waltete dieser wahrhaft große Mann seines Amtes. Der Geist des Aufruhrs wurde gebändigt. Die falschen Günstlinge des Serails verloren ihren Einfluß. Die Lotterwirtschaft der Haremsdamen hatte ein Ende. Geniale Finanzreformen trugen dazu bei, den Staatssäckel zu füllen. Und sein Sohn, der nach seinem Tod das Großwesirat übernahm, verfuhr im gleichen Geiste. Nun konnte man in Stambul wieder aufatmen und besaß freie Hand gegen die Widersacher an den Grenzen.

Im empörungslustigen Ungarn, das von einer starken, ebenso antikaiserlichen wie antipäpstlichen protestantischen Unabhängigkeitspartei beunruhigt wurde, fanden die Türken Bundesgenossen gegen das Haus Habsburg. Auch Ludwig XIV. von Frankreich begrüßte jede Schwächung desselben. So kam es in den Jahren 1663 und 1664 zum sogenannten ersten Türkenkrieg mit Österreich.

Der siebenbürgische Magnat Michael Apaffy hatte sich mit Hilfe des Sultans zum Herrn seiner Heimat aufgeschwungen. Dies wollte Kaiser Leopold jedoch nicht dulden. Und die Osmanen marschierten, diese Verwicklung als Vorwand benutzend, hierauf sofort in Ungarn ein. Sie eroberten Neuhäusel, einen wichtigen Stützpunkt im Nordwesten des Landes, wurden jedoch bei dem Versuch, die Raab zu überschreiten, von Montecuculi bei St. Gotthard besiegt.

Hatte der Halbmond zuerst bei Lepanto seinen Ruhm als erste Seemacht der Erde eingebüßt, so war er hier zum erstenmal in einer europäischen Feldschlacht entscheidend geschlagen worden. Der moralische Erfolg stand daher dem tatsächlichen keineswegs nach, ja er übertraf ihn sogar.

Der Kaiser besaß nur nicht die Mittel, ihn vorläufig richtig in Rechnung zu stellen. Denn der hierauf folgende Friede von Eisenburg wehrte zwar die Umwandlung des Fürstentums Siebenbürgen in ein türkisches Paschalik ab, doch mußten die Habsburger auf Neuhäusel verzichten und Apaffy als Fürsten anerkennen. Das Zugeständnis der freien Wahl seines Nachfolgers von seiten der Türkei bedeutete dagegen nicht viel. Denn ein Wahlreich Siebenbürgen barg den Keim weiterer Verwicklungen in sich, die jederzeit der Pforte

Digitized by Google

und nicht dem Kaiser zugute kamen, dessen Gegnerschaft in Ungarn eher zu- als abnahm.

Unter den Magnaten bildete sich in der Folge eine weitverzweigte mächtige Verschwörung. Man klagte über Willkürlichkeiten der deutschen Truppen und kaiserlichen Steuereinnehmer, über die Verfolgung heimischer Protestanten u. dgl. m. In der Hauptsache aber wollte man die Herrschaft des Hauses Habsburg beseitigen und selbst regieren. Ehrgeizige Edelleute aus den ersten madjarischen Geschlechtern, Zrinyi, der Hofrichter, Nadasdy, Frangipani und vor allem Franz I. Rákóczy, schlossen sich zu einer Revolutionspartei zusammen. Zrinyi wollte König von Ungarn werden und seinem Schwiegersohn Rákóczy die Fürstenkrone von Siebenbürgen verschaffen. Die Verschwörung wurde jedoch aufgedeckt und alle Rädelsführer mit Ausnahme des Letztgenannten büßten mit ihrem Leben; auch ihre Güter wurden eingezogen; kurz, die ganze Rebellion verlief im Sande (1571).

In Wien war man so unklug, vorzeitig, ohne ausreichend vorbereitet zu sein, Gewaltmaßregeln im Lande selbst anzuwenden. Das verursachte böses Blut und den Ausbruch eines furchtbaren Aufstandes, an dessen Spitze, von französischen Hilfsgeldern unterstützt, der junge Graf Emmerich Tököly trat. Dieser erkannte mit den Kuruzen, seinen Anhängern, die Oberhoheit der Pforte an und veranlaßte den Sultan zu einem neuen Krieg mit Österreich.

Digitized by Google

7. Kapitel.

Die Belagerung Wiens 1683.

Tököly, der Verräter, anerkannte lieber die Oberhoheit des Sultans als die Rechte des Habsburgers an und verkaufte seine und seines Vaterlandes Freiheit um das Linsengericht einer eigenen Scheinherrschaft in Ungarn. Wie so oft in der Geschichte vorher und nachher mußte der Kaiser in Wien infolge Hochverrats seiner Untertanen auch diesmal einen der blutigsten Kriege führen.

1683 setzte sich der türkische Großwesir mit einem Heer von 200 000 Mann die Donau entlang in Bewegung. Die treulosen Völker im Süden leisteten keinen Widerstand und so gelangte er rasch vor die Haupt- und Residenzstadt des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Kaiser Leopold hatte Wien bereits verlassen und dem ebenso tapfern wie umsichtigen Grafen Rüdiger von Starhemberg die Verteidigung übertragen. Über die denkwürdige Belagerung berichten Richard Kralik und Hans Schlitter in dem trefflichen Wert „Wien, Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Kultur" (Wien 1912) ausführlich.

Ganz Wien ward zur Festung, jeder Wiener zum Krieger. Lästige Zehrer erhielten rechtzeitig den Ausweisbefehl. Die Ordnung in der Stadt hielt ihr heldenhafter Bürgermeister Liebenberg aufrecht, dessen Denkmal jetzt die Gegend des ehemaligen Schottentors im Angesicht der neuen Universität schmückt. An Liebenbergs Seite wirkte vor allem Graf Kolonitsch, der Bischof von Wiener-Neustadt, Priester und Kriegsmann zugleich, der als Stellvertreter des abwesenden Erzbischofs dessen Stuhl betreute. Er war den Türken bereits in Kreta kämpfend gegenüber gestanden und von ihnen als alter Bekannter gefürchtet. Als Ritter des Malteserordens, als Kastellan der Johanniter von Malta hatte er einst ohne Furcht und Tadel, in der einen

Digitized by Google

Hand das Kreuz, in der andern das Schwert, seine Heldenlaufbahn begonnen. Nun galt es, sie zu krönen.

Tag und Nacht arbeitete hoch und nieder, geistlich und weltlich, arm und reich an der Befestigung der Stadt mit eigenen Händen. Die Bürgerkompagnien, die bewaffneten Zünfte und Studenten, Kaufleute und Hofbediensteten wetteiferten mit den regulären Truppen der Besatzung.

Bereits anfangs Juli näherte sich die türkische Vorhut den Mauern Wiens, plündernd und mordend, sengend und brennnend. Man mußte sich ebenso wie im Jahre 1529 im letzten Augenblick zu der furchtbaren Maßregel entschließen, die blühenden Vorstädte Wiens selber zu zerstören, da man sie nicht halten konnte und ebensowenig sie dem Feind als erwünschte Beute überlassen wollte. Herrliche Schlösser und Burgen, reiche Märkte und wohlhabende Dörfer, prachtvolle Kirchen und Klöster gingen so für immer und ewig zugrunde. Ein gut Stück altösterreichischer Kultur wurde ein Raub der Flammen.

Am 14. Juli begann Kara Mustafa mit der Einschließung der Stadt. Französische Ingenieure hatten ihn im Auftrag seines unnatürlichen Bundesgenossen Ludwigs XIV. von Frankreich über die Topographie Wiens und die verschiedenen Festungswerke genau unterrichtet. Zwischen Burg- und Löwelbastei setzte er den Angriff seiner Kerntruppen ein. Die Höhen bei St. Ulrich beherrschten den stärksten und jetzt doch am meisten gefährdeten Punkt der belagerten Stadt. Von hier aus konnten die Batterien wirksam spielen und Minen gelegt werden ohne Besorgnis vor etwa auftretendem Grundwasser.

Kara Mustafa wußte, was er tat, indem er sich vor allem gegen den bestbefestigten Teil der Umfassungsmauern wandte, denn gerade hier bot ihm die natürliche Lage allerhand Vorteile, die auch durch die glänzendste Kriegskunst der Belagerten nicht geändert werden konnten.

Am 20. Juli waren bereits überall rings um Wien von den türkischen Laufgräben aus Minen gelegt worden. Und nun folgte ein Sturmangriff dem andern.

Wenn auch keiner dieser Stürme, dank der Tapferkeit und Umsicht der Besatzung, den Feind zum Ziele, zum Einbruch in die Stadt führte, so brachte die fortwährende Minierarbeit die Türken doch immer näher. So kamen sie Schritt für Schritt über das Glacis und durch die mehrfachen Palisadenreihen bis an den Graben. Vor Mitte August gelang es ihnen sogar, im Stadtgraben selbst festen Fuß zu fassen.

Digitized by Google

Inzwischen hatte der Großwesir längst schon die Stadt zur Übergabe auffordern lassen, aber das durch einen Pfeilschuß beförderte Schreiben wurde mit Kriegsmusik und Geschossen beantwortet. Die Wiener ergaben sich nicht.

Herzog Karl von Lothringen, der ein todesmutiges, aber viel zu schwaches Heer in der nächsten Nähe der eingeschlossenen Festung kommandierte, riskierte mit Recht keine offene Feldschlacht und zog daher möglichst rasch und unbemerkt ab, die erwarteten Verstärkungen aus dem Deutschen Reich und aus Polen abwartend. Bevor diese eintrafen, war an einen Entsatz Wiens nicht zu denken. Immerhin hielt er wenigstens den Bisamberg, um Tökölys Truppen sowohl am Übergang über die Donau als auch an der Vereinigung mit den türkischen Streitkräften zu hindern. Diese Absicht führte der Herzog erfolgreich durch.

Im Lauf der Zeit hielt ein sehr böser Feind als lachender Dritter in den Lagern der Kämpfenden seinen Einzug, ein Heer von Seuchen. Mangel an Lebensmitteln riß gleichfalls ein. Die Verluste der Türken anläßlich der heftigen Sturmangriffe waren ungeheuer. Die Janitscharen, nur an offenen Kampf gewöhnt, murrten über den notwendigen langen Minenkrieg. Die christlichen Hilfsvölker der Rumänen aus der Moldau und Walachei erwiesen sich als unzuverlässig. Zweideutige Elemente unter den Ungarn gaben Kara Mustafa nicht minder viel zu schaffen. Und schließlich behinderte schlechtes Wetter den Fortgang der Belagerung sehr.

Gleichwohl, wenn auch nur langsam, schien sich der Fall der Stadt erfüllen zu sollen. Am 4. September brachten die Janitscharen sogar ein Tor der Stadt in ihre Gewalt.

Schon waren die Türken über die Mauertrümmer gedrungen, schon war in Wien das Gerücht verbreitet, alles sei verloren. Aber die unbedingte Tapferkeit und Disziplin der Verteidiger wies alle Stürme, auch diesen zurück. Zudem hatte Graf Starhemberg hinter der Mauer neue Bollwerke aufrichten lassen. Dieser glücklich abgewehrte Hauptangriff bildete den dramatischen Höhepunkt der ganzen Belagerung. Er fand an der Stelle der heutigen Löwelstraße statt.

Noch zweimal versuchte Kara Mustafa sein Glück. Aber sowohl der Sturm auf die Burgbastei wie der neuerliche Vorstoß wider die Löwelbastei an den folgenden Tagen hatte Erfolg. Inzwischen traf die Kunde vom Nahen eines kaiserlichen Ersatzheeres ein.

Kara Mustafa überschlug die Stärke seiner Streitkräfte und die Aussichten seiner Lage. Gewiß erwog er ernstlich die Gefahr des Entsatzes. Aber in der Beratung, die er mit sich und seinen Unterbefehlshabern anstellen

Digitized by Google

mochte, überwog die Ansicht, daß der Entsatz nicht so gefährlich sei wie ein Aufgeben der Belagerung. Wandte er seine Hauptmacht von der Stadt ab, zog er sie aus den Laufgräben und Batterien, so ließ er sich einen vielleicht unmittelbar bevorstehenden Erfolg entgehen. Er stand ja schon fast mit einem Fuß in den Gassen der Stadt. Zog er sich zurück, so war alles umsonst, alle Arbeit, alle Opfer. Dann fielen die Wiener über seine sorgfältig ausgedachten und ausgeführten Minenanlagen usw. her und zerstörten die planmäßige mühselige Arbeit mehrerer Wochen in ein paar Stunden. Blieb er jedoch fest, so bestand die Aussicht, daß er in kürzester Frist, vielleicht schon nach einem einzigen Sturm Herr der arg mitgenommenen Stadt sein würde.

Schließlich rechnete der Großwesir mit Unstimmigkeiten unter den Führern der verbündeten christlichen Entsatztruppen. Alle stellten Bedingungen und wollten bei dieser Gelegenheit vom Kaiser etwas erpressen. Bloß der Kurfürst von Bayern Max Emanuel zeigte sich selbstlos bereit, sofort loszuschlagen. Ihn befeuerte höchstens die eine Aussicht, des Kaisers Schwiegersohn zu werden.

Der schlaue Polenkönig Johann Sobieski zögerte lange, seine Bundesverpflichtung einzuhalten, obwohl er das Geld hiefür bereits erhalten hatte. Er brachte nur etwas über die Hälfte der ausbedungenen Truppenmenge und bestand überdies auf der Ehre des Oberbefehls.

Kaiser Leopold war klug und gnädig und überließ dem Polenhäuptling nicht bloß jegliche Aktionsfreiheit, sondern auch die Glorie des bevorstehenden Sieges. Sobieski nutzte dieses Zugeständnis weidlich aus und wurde daher von bezahlten Hofdichtern und Geschichtschreibern fälschlich als Erretter Wiens in den siebenten Himmel erhoben. Erst nach zwei Jahrhunderten gelang es emsigen Forschern, den wahren Sachverhalt ans Tageslicht zu bringen. Der wirkliche Schlachtenlenker, der wirkliche Sieger, der wirkliche Befreier der Stadt aus der Türkennot hieß Herzog Karl von Lothringen.

Am 7. September versammelte sich das Entsatzheer auf dem Tullnerfeld. Kara Mustafa wollte, als er dies erfuhr, die Höhen des Kahlenbergs besetzen lassen. Allein die Verbündeten kamen ihm gerade um einen Schritt zuvor, trieben die Türken aus den Ruinen der dortigen Liegenschaften und schleuderten zum Zeichen ihres Heranrückens flammende Raketen zum nächtlichen Himmel empor. Nun wußten die mit dem Mut der letzten Verzweiflung kämpfenden Wiener, daß die Rettung nahe sei.

Noch immer rechnete der Großwesir damit, die Verbündeten würden es nicht wagen, die unwegsamen Schluchten des Wiener Walds zu passieren. Zudem fühlte er sich den Feinden vor allem artilleristisch und zahlenmäßig

Digitized by Google

weit überlegen. Er gab sich daher keine große Mühe, Klosterneuburg oder den Kahlenberg zu gewinnen, und ließ das Christenheer sich ruhig auf den Höhen oberhalb der Hauptstadt sammeln.

Dagegen befahl er noch am 8. Dezember, zwei Minen an der Löwelbastei zu legen und in die so entstandene Bresche Sturm zu laufen. Es wurde ferner an sieben Minen gegen andere feste Stellungen des Feindes gearbeitet. Bald mußten alle in Schutt fallen. Dann stand dem Einzug der Türken kein Hindernis mehr im Wege.

Der Gesundheitszustand der Stadt verschlechterte sich von Tag zu Tag. Am 9. September starb der abgöttisch geliebte Bürgermeister. Gleich einem bösen Vorzeichen fiel dieses Ereignis den Einwohnern aufs Herz. Doch wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.

Das Entsatzheer gruppierte sich also: Den linken Flügel am Leopoldsberg und Kahlenberg nahmen die Kaiserlichen und die Sachsen ein. Hier kommandierte der Herzog Karl von Lothringen als die Seele der gesamten kriegerischen Operationen wider den Halbmond, der Kurfürst von Sachsen, zwei badische Prinzen und der sächsische Feldmarschall von der Goltz. Hier kämpfte auch als Freiwilliger der junge Prinz Eugen von Savoyen. Das Zentrum bildeten die Bayern und Franken unter Herzog Max Emanuel und andern Führern. Der rechte Flügel vom Hermannskegel bis Dornbach war den Polen und König Johann Sobieski bestimmt. Dieser hatte die leichteste Aufgabe und verfügte außerdem über eine Verstärkung von vier deutschen Regimentern.

In den Morgenstunden des 12. Septembers, eines prachtvollen Herbstsonntags, versammelten sich die christlichen Feldherrn zu gemeinsamer Beratung auf dem Kahlenberg und wohnten zunächst einer heiligen Messe bei.

Sachsen und Lothringer eröffneten den Kampf. Es war durchaus keine Leichtigkeit, die Türken aus ihren guten Schanzen und Verhauen am Nußberg, am Schreiberbach, bei Grinzing, Nußdorf und Heiligenstadt zu verjagen. Erst um Mittag gelang es dem Zentrum, in die gleiche Linie vorzurücken. Die Polen auf dem rechten Flügel kamen in Gefahr abgeschnitten zu werden.

Erst gegen Abend wandte sich das Los entschieden zugunsten der Christen. In den Türkenschanzen oberhalb Döbling und Währing kam es zu erbitterten, für die Verbündeten allerdings siegreichen Gefechten.

Kara Mustafa ließ noch als letzten tapfern Versuch die grüne Fahne des Propheten, die ihm der Sultan anvertraut hatte, den Polen entgegentragen, alle verfügbaren Truppen auf einem festen Punkte sammeln und die gesamte Artillerie in ein höllisches Feuer ausbrechen. Aber die unbezwinglichen

Digitized by Google

Deutschen kamen den Polen zu Hilfe. Und so endete das gewaltige Ringen schließlich mit einem ganzen Erfolg auch hier.

Der linke Flügel der Befreier war indes bis ans Schottentor vorangesprengt. Starhemberg empfing sie, indem er mit den Seinigen einen Ausfall machte und die Laufgräben und Batterien vor den Basteien von den Türken säuberte.

Die Janitscharen flohen ins Lager, aber schon drangen auch die Besieger Kara Mustafas von der andern Seite ein und die geschlagenen und zersprengten Truppenteile der Türken wälzten sich in verzweifelter Flucht seitwärts der ungarischen Grenze zu.

Die Christen machten eine wohlverdiente Riesenbeute. Natürlich sicherten sich die Polen den Löwenanteil. Die Kaiserlichen und die übrigen Reichstruppen, sowie die Bürger wurden erst am zweiten Tag vom Oberbefehlshaber Sobieski ins türkische Lager gelassen. Bischof Kolonitsch, der „Obervormund der Waisen", wählte sich die verlassenen Christenkinder als edelste Beute. Zahlreiche Mengen von Kaffee lockten andere Liebhaber, so daß man das bekannte morgenländische Getränk auch in weiteren Kreisen der Christenheit kennen lernte. Damals endlich kam die neue Gebäcksorte der sogenannten Hörnchen oder Kipfel auf, in Erinnerung an den geschlagenen Halbmond.

Sage und Lied verklärte das Bild des Heldenkampfes und seiner Streiter. Das Türkenjahr 1683 blieb der Erinnerung der Wiener unauslöschlich erhalten. Bildeten sie doch einen Schutz- und Schirmwall für ganz Europa, an dem die Sturmflut des heidnischen Orients zerschellte.

Digitized by Google

8. Kapitel.

Das Zeitalter des Prinzen Eugen bis zum Frieden von Belgrad (1739).

Österreich hatte das Glück, in den Zeiten der größten Gefahr einen Helden zu erhalten, der seine Scharen von Sieg zu Sieg führte, den 1663 zu Paris geborenen savoyardischen Edelmann Prinz Eugen. Vom König von Frankreich, in dessen Dienste er treten wollte, seiner unscheinbaren Gestalt wegen abgewiesen, wandte er sich nach Wien und fand dort freundliche Aufnahme. Bereits zwanzigjährig focht er als Dragoneroberst gegen die Türken und erwarb sich seine frühesten Sporen anläßlich der Belagerung von Wien. Der Halbmond sollte in der Folge noch weiteres Ungemach durch ihn erfahren.

Die Niederlage der Türken vor Wien 1683 fand ihre Fortsetzung im Sommer des nächsten Jahres in Ungarn. Karl von Lothringen schlug den Feind in mehreren Schlachten und gewann schließlich Pest, die ungarische Hauptstadt, nachdem sie von ihren bisherigen Herren verlassen und gebrandschatzt worden war. Eine türkische Chronik drückte sich sehr drastisch aus: „Die Kugeln von Ofen sandten zwar viele der Verfluchten und Verruchten in den Pfuhl der Hölle, aber die Herde von ungläubigen Schweinen nahm Pest ohne Schwertstreich in Besitz." Nur die Festung Ofen behauptete sich nach wie vor, ohne an eine Übergabe zu denken. 109 Tage währte die von Kaiser und Papst in gleicher Weise dringend gewünschte Belagerung, bis endlich die Christen unverrichteter Dinge abziehen mußten.

Gleichzeitig erklärte die Republik Venedig den Türken den Krieg. Morosini übernahm den Oberbefehl der venezianischen Flotte. Schon seine ersten Handlungen waren von Erfolg begleitet, und so sah sich die Pforte gezwungen, wenigstens nach einem Bundesgenossen im Westen Umschau zu halten. Als solcher stellte sich ihr der „allerchristlichste König", der Beherrscher Frankreichs zur Verfügung. Sein Abgesandter erhielt die Ehre des Sofas, das Recht näm-

Digitized by Google

lich, mit dem Großwesir auch äußerlich gleichgestellt verkehren zu dürfen. Außerdem bekam Frankreich das Protektorat der heiligen Stätten im Orient zugestanden.

In Belgrad selbst versammelte der Sultan 80 000 Mann, die den Kaiserlichen in Ungarn entgegen ziehen sollten. Aber auch die Gegenseite war nicht müßig. 8000 Bayern, 6000 Kölner, 11 000 Braunschweiger und über 12 000 Schwaben und Franken folgten den Fahnen Leopolds, dessen Hauptmacht, aus den Erblanden zusammengesetzt, über noch größere Truppenmengen verfügte.

In den blutigen Augustgefechten des Jahres 1685 gelang es, die starke türkische Festung Neuhäusel in Ungarn im Sturm zu nehmen und die Osmanen hinter ihre Verschanzungen bei Ofen zurückzuwerfen. Ganz Deutschland atmete auf. Denn auch in Kroatien machten die Christen Fortschritte. Nur den Polen war das Siegesglück nicht hold. Denn Sobiesti hatte sehr unter der Eifersucht der Großen seines Reiches zu leiden. Und die unaufhörlichen inneren Wirren ließen eine Machtentfaltung nach außen kaum mehr aufkommen.

Die verbündeten deutschen Stämme dagegen, deren Zwietracht wieder einmal vergessen schien, kannten weder Ruhe noch Rast. Nachdem sie ziemlich ungestört überwintert hatten, zogen sie neuerdings gegen Ofen los. Viele Freiwillige, vornehmlich Spanier, verstärkten ihre Reihen! Die „bayerischen Löwen" unter dem heldenhaften Kurfürsten Max Emanuel gaben jedoch den Ausschlag. Es bedeutete diesmal noch mehr denn je ein Ringen auf Leben und Tod.

Viele heiße Sommerwochen währte die schreckliche Belagerung, die auf beiden Seiten furchtbare Opfer kostete. Schon nahte ein osmanisches Entsatzheer von 80 000 Mann unter Führung des Großwesirs. Auch die Lage der Christen begann bedenklich zu werden.

Der tapfere Verteidiger Abdurrahman-Pascha erklärte: Ofen sei die Vormauer des Halbmonds, jede andere Festung Ungarns sei er bereit zu übergeben, nur diese nicht, es bilde eine Glaubenspflicht, Ofen, den Schlüssel des Osmanischen Reiches, bis zum letzten Blutstropfen zu halten.

Am 2. September 1686 erfolgte der letzte Hauptsturm, schon dadurch denkwürdig, weil bei ihm zum erstenmal das Bajonett als Waffe im großen angewendet wurde. In den gräßlichen Barrikaden- und Straßenkämpfen fand der unglückliche Pascha den Heldentod. Am Nachmittag zogen die Christen in der Festung ein. Abends wurde das Tedeum gesungen. Die hundertfünfundvierzigjährige Türkenherrschaft in Ungarn war endlich gebrochen. Das gewaltigste Bollwerk des Islams in Mitteleuropa, sein Grenzwall im Westen

Digitized by Google

befand sich nunmehr im Besitz der Deutschen. Der glorreiche Papst Innozenz XI., der nicht zum wenigsten durch seine Mitarbeit in Wort, Schrift und Tat diesen Erfolg herbeigeführt hatte, konnte sich vor Freuden kaum fassen.

Nun folgte Schlag auf Schlag. Fünfkirchen, Szegedin mußten sich ergeben. Die Kaiserlichen standen bald in Südungarn und der Großwesir zog sich nach Belgrad zurück.

Inzwischen war auch Morea von den Venezianern erobert worden. Eine Insel im Peloponnes um die andere fiel ihnen in die Hände, so daß Morosini den Beinamen „der Peloponnesische" erhielt. Patras, die Hauptstadt Achaias, Korinth usw. kamen in der Christen Besitz. Leider ging anläßlich der Belagerung von Athen das von den Türken als Pulvermagazin benutzte Parthenon, das berühmte Meisterwerk altgriechischer Baukunst, größtenteils zugrunde. Nur Ruinen blieben erhalten, traurige Zeugen der einstigen Pracht und Herrlichkeit.

Im Frühjahr 1687 begann der Kampf auf allen Linien neuerdings. Nahe bei Mohacs, wo 1526 der jugendliche König Ludwig Leben und Reich verloren hatte, stellten sich 60 000 Verbündete unter Karl von Lothringen den doppelt so starken Türken, die Großwesir Suleiman befehligte, zur Entscheidungsschlacht. Sie endete, indem wiederum die Bayern mit dem Schwert in der Hand das letzte Wort sprachen, für die Kaiserlichen siegreich. Suleimans herrliches Zelt, die wertvollste Siegesbeute des Tages, bekam der Herzog von Lothringen, während Prinz Eugen die Freudenbotschaft nach Wien bringen durfte.

Slawonien wurde nun endgültig österreichischer Besitz. Siebenbürgen drohte mit dem Abfall von der Pforte. Der Großwesir und der Sultan Mohammed IV. fielen Meuterern zum Opfer. Ein vierundachtzigjähriger Greis bestieg den schwankenden Thron.

Die aufständischen Janitscharen richteten eine wahre Schreckensherrschaft ein. Die Haremsdamen in Konstantinopel büßten schuldlos die Sünden ihrer Herren, die derartige Zuchtlosigkeiten hatten aufkommen lassen. Man schnitt ihnen Hände, Nasen und Ohren ab, beraubte sie ihrer diamantenen Ohrgehänge und ihres übrigen Schmuckes und ließ sie geschändet verwesen. Die Tochter eines Paschas bot ein Sklavenhalter für ein paar Piaster feil.

Demgegenüber erhob sich ein neuer Aufstand, der die alte Ordnung wiederherstellen wollte. Und schließlich breitete sich der Bürgerkrieg auch in den Provinzen aus.

Digitized by Google

Die Kaiserlichen rückten inzwischen immer weiter vor. Erlau, Munkacz, die Feste Tökölys in Ungarn, Theben in Böotien, ein gutes Stück von Dalmatien wurde den Türken nach und nach entrissen. Stuhlweißenburg gaben sie kampflos preis. Der Markgraf Ludwig von Baden, in Geschichte und Sage als „Türkenluis" gefeiert, marschierte in Bosnien ein und rief die Balkanslawen zum Freiheitskampf auf. Und im September 1688 fiel endlich Belgrad.

Prinz Eugen und Kurfürst Max Emanuel erholten sich rasch von den Wunden, die sie vor den Wällen der Festung erhalten hatten. Ihr Ruhm strahlte jetzt erst recht durch alle Lande und seit 1711, da abermals Belgrad erobert werden mußte, erklang das Volkslied von Mund zu Mund:

„Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad;
Er ließ schlagen eine Brucken,
Daß man kunnt' hinüberrucken
Mit der Armee wohl vor die Stadt . . . ."

Die Türken konnten sich nicht mehr erholen. 1691 erlagen sie bei Slankamen unweit von Peterwardein den Truppen des Markgrafen Ludwig von Baden, 1697 dem Feldherrngenie des Prinzen Eugen bei Zenta an der Theiß. Zwei Jahre später kam der Friede zu Karlowitz zustande: Ungarn nebst Siebenbürgen fiel endgültig an Österreich, nur das Gebiet um Temeswar blieb türkisch, Venedig wurde mit Morea, Rußland mit Asow abgefunden.

Allein das unruhige Heldenzeitalter Eugens duldete keinen langen Frieden. Peter der Große von Rußland und Karl XII. von Schweden, jeder eine gewaltige Persönlichkeit für sich, rangen um die Herrschaft an der Ostsee. Während der Beherrscher aller Reußen St. Petersburg gründete, um seinem Reich ein Fenster nach dem Westen zu öffnen, beunruhigte der machtvolle Schwedenkönig, in dem ein gut Stück Abenteurer stak, nicht nur ihn, sondern auch Polen und Sachsen, kurz alles, was sich ihm entgegenstellte.

Bei Pultawa 1709 vernichtend aufs Haupt geschlagen, flüchtete Karl XII. zu den Osmanen in ihr Heerlager bei Bender. Hier hetzte er unablässig zum Krieg, bis endlich 1711 die Pforte in der Tat losschlug.

Peter dem Großen ging es jetzt schlecht. Trotz des Bündnisses mit dem Moldaufürsten wollte es dem Zaren nicht gelingen, sich der Türken zu erwehren. Seine Armeen wurden am Pruth eingeschlossen. Und nur der Schlauheit seiner Gemahlin Katharina, einer Deutschen von niederster Abkunft, verdankte er einen billigen Friedensschluß.

Digitized by Google

Der Geschichtschreiber Villebois erzählte den Hergang also: Peter hielt sich für verloren. In der Verzweiflung zog er sich in sein Zelt zurück und verbot, irgend jemanden einzulassen. Desungeachtet wagte Katharina zu ihm zu treten, ihn zu mahnen, es zieme ihm mehr Festigkeit zu zeigen, noch seien nicht alle Mittel versucht; sie glaube, bei dem Großwesir sei Geld wirksam

Ehe Peter recht zur Besinnung kam, brachte sie ihm einen Soldaten, der findig genug sei, die Unterhandlungen zu führen.

„Aber, Katharina," sagte Peter, „das Mittel ist zwar trefflich, aber wo finden wir das Geld, das wir den Schurken an den Kopf werfen, denn mit bloßen Versprechungen werden sie sich nicht zufriedenstellen lassen."

„Hier sind meine Edelsteine," antwortete sie, „und bis der Bote zurückkommt, bin ich im Besitz auch des letzten Rubels, der im Lager ist. Lassen Sie mich ruhig machen; fassen Sie Mut und zeigen Sie sich Ihren armen Soldaten, damit diese wieder Mut fassen."

Perer umarmte sie und folgte ihrem Rate. Indes redete sie die Offiziere an: „Meine Freunde, wir sind in einer Lage, in der wir nur durch Aufopferung unseres Lebens unsere Freiheit retten können oder dadurch, daß wir eine goldene Brücke schlagen. Fallen wir oder werden wir gefangen, so nutzen uns unsere Kostbarkeiten ohnehin nichts; bestechen wir aber damit unsere Feinde, so erringen wir unsere Freiheit. — Hier sind meine Kostbarkeiten, aber es ist nicht genug, die Habgier unserer Feinde zu befriedigen. Was kannst nun du mir noch dazu geben?" redete sie jeden einzelnen an, „wird der Zar wieder frei, so wird er dir's hundertfach zurückerstatten, er ist unser aller Vater."

Und Katharinas Anmut, ihre Schlauheit, ihre Festigkeit machten Eindruck. Jeder gab her, was er besaß, auch der ärmste Soldat. 200 000 Rubel im Wert kamen zusammen.

Diese sandte man schließlich mit Friedensanträgen an den Großwesir. Peters Gemahlin hatte sich nicht verrechnet. Der türkische Feldherr erwies sich um so geneigter, möglichst bald Frieden zu schließen, da er von dem ehrgeizigen König Karl gekränkt worden war.

Die Pforte begnügte sich mit der Besitzergreifung von Asow. Außerdem mußte sich Peter verpflichten, der Heimreise des Schwedenkönigs durch Rußland kein Hindernis in den Weg zu legen.

Karl XII. wollte von diesen Abmachungen, die er für schimpflich hielt, nichts wissen und weigerte sich entschieden, durch Peters Gnaden die Türkei

Digitized by Google

verlassen zu dürfen. So blieb den Osmanen nichts anderes übrig als ihn gefangenzusetzen und in sicheres Gewahrsam nächst Adrianopel zu bringen.

Von dort kam der heldenhafte Nordländer nach zahlreichen geradezu wunderbaren Geschehnissen wieder in sein Reich. 1718 fand er bei der Belagerung von Frederikshall einen frühen Tod. Mit ihm erlosch das in Schweden regierende Haus Pfalz-Zweibrücken.

Um dieselbe Zeit endigte auch der seit 1716 geführte Krieg zwischen der Pforte und Österreich, nachdem die Türken bei Peterwardein entscheidend geschlagen, Temeswar und Belgrad neuerdings für den Kaiser erobert worden waren.

Der Sieger Prinz Eugen starb erst 1736, und nicht auf dem Felde der Ehre, sondern in den Sielen, in seinem Wiener Heim, dem kunstvollen Belvedere. In siegreichen Schlachten hatte er die Franzosen aufs Haupt geschlagen und die Türkenflut eingedämmt. Die Namen Zenta, Peterwardein und Belgrad allein machten seinen Namen bei allen Osmanen gefürchtet, und so atmete die Pforte auf, als sie vernahm, ihr gefährlichster Feind habe diese Erde verlassen.

Prinz Eugen war, wie der Geschichtschreiber Weiß sagt, tapfer als Soldat und nicht minder groß als Taktiker und Stratege. Er besaß eine Eigenschaft, deren auch Napoleon sich rühmt, daß er seine Siegeszuversicht seinen Soldaten einzuflößen, daß er sie zu Helden zu machen wußte, daß sie unter ihm sich für unüberwindlich hielten, daß sie mit Begeisterung in den Tod gingen.

Aber er war nicht bloß ein großer Feldherr, sondern auch ein edler Mensch, ein reiner Charakter, frei von den Schwächen, die so viele glänzende Talente getrübt und sie verdorben haben. Er war ohne Falsch, ohne Eigennutz, er haßte die Schmeichelei, er anerkannte gern fremdes Verdienst, die Frauen hatten keinen Einfluß auf ihn.

Bei all seiner Größe war er bescheiden und gerade in dieser Bescheidenheit wieder groß. Offenen Blickes sah er auf das Wesen der Dinge, nicht auf sich selber. In makelloser Treue gegen den Kaiser und sein neues Vaterland hatte er zugleich den Mut, seinem Herrn die Wahrheit zu sagen.

Er war ein Feind alles Prunkes; in seinem einfachen grauen Überrock war er aber doch der Gegenstand, auf den sich aller Augen richteten. Verstand und Herz waren bei ihm im Gleichgewichte. Er war ein klarer Kopf und war ein frommer Christ.

„Die Ansprache von göttlichen Dingen fand bei ihm nie ungeneigtes Gehör," heißt es in seiner Leichenrede: „Den Gebrauch der heiligen Sakramente hatte er zu gebotener Zeit nie übergangen; gewöhnlich hatte er

Digitized by Google

noch, bevor er ins Feld zog, die Aussöhnung mit Gott schon vorgenommen, obgleich dieselbe oft auch mitten im Kriege nicht unterblieb. Falsche Lehrgründe und Sätze der Gottlosigkeit hat er verachtet. Zweier geistlicher Bücher hat er sich täglich bedient . . ."

Blutenden Herzens hatte Prinz Eugen 1718 zusehen müssen, wie die Pforte durch den Frieden von Passarowitz wieder in den Besitz nicht nur Moreas mit großen Teilen Dalmatiens und Albaniens sowie der Herzegowina, sondern auch Bosniens kam. Und so war er ganz damit einverstanden gewesen, daß 1726 Österreich und Rußland ein Schutz- und Trutzbündnis wider die Türken abschlossen; der Kaiser verpflichtete sich darin, dem Zaren im Fall eines Krieges mit dem Sultan 30 000 Mann zu stellen.

Persien, ein alter Zankapfel der östlichen Staaten, drohte inneren Wirren zum Opfer zu fallen. Russen und Türken einigten sich, das Land aufzuteilen. Allein seinen Bewohnern erwuchs die Rettung im eigenen Hause, indem Nadir Schah, der größte Eroberer seiner Zeit, die Feinde zu Paaren trieb, die Heimat einigte und befreite.

Das hatte in Konstantinopel (1730) einen furchtbaren Aufstand zur Folge. Ein Albaner, namens Patrona Chalil, stellte sich an die Spitze der Meuterer. Diese forderten die Köpfe der bisherigen leitenden Männer. Und der schwache Sultan Achmed III. gab ohne Widerstand nach. Es kam zu einem Blutbad im ganzen Palastviertel. Unter grausamen Martern beschlossen der Großwesir und drei Schwiegersöhne des Sultans ihr Leben. Schließlich dankte Achmed selber ab und machte seinem Neffen Mahmud Platz.

Eigentlicher Regent war auch jetzt Patrona Chalil, der frühere Kleiderhändler. Unermüdlich drängte er zu einem Waffengang mit den Russen, bis der Sultan zustimmte und ihm sogar den Oberbefehl übertrug. Das jedoch paßte dem Emporkömmling nicht in den Kram. Er zog die Freuden eines ruhigen Harems in der glänzenden Hauptstadt den Sorgen und Entbehrungen im Felde vor. Da lockte ihn der Sultan in die Falle. Er lud ihn zu einem feierlichen Diwan ein. Und in diesem Ministerrat reizte er ihn derart, daß er sich zu Schmähungen gegen das Sultanat hinreißen ließ. In diesem Augenblick, des offenen Ungehorsams wider den Kalifen überwiesen, ergriffen bereitgestellte Häscher den gefürchteten Mann und machten ihn mitsamt seinen Anhängern nieder. Im übrigen änderte sich der Kurs der türkischen Politik allerdings nicht.

Nur lenkten sich jetzt die Blicke der Pforte nicht bloß auf den Feind im Nordosten, die Russen, sondern auf das ferne Inselreich, Großbritannien, das Weltmacht zu werden anfing und nach der Besetzung Gibraltars sowie dem Seesieg von Messina die Herrschaft des Mittelmeers beanspruchte.

Digitized by Google

Im Todesjahr des Prinzen Eugen wollte die Pforte wenigstens der Rivalen im Norden und Osten Herr werden. Rußland schnitt glücklich ab, es bekam Asow und ein Stück des Schwarzen Meeres. Österreich dagegen bezahlte die ganze Zeche, indem es 1739 im Frieden zu Belgrad nicht nur diese Stadt, sondern auch Orsowa, Serbien und die kleine Walachei den Türken zurückgeben mußte; bloß Temeswar verblieb ihm. So verlor der letzte Habsburger Karl VI. einen großen Teil dessen, was nicht ganz zwei Jahrhunderte später den ersten Weltkrieg heraufbeschwor.

Digitized by Google

9. Kapitel.

Die Türkei um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert.

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts schien die Pforte unter günstigen Auspizien sich weiterzuentwickeln. In Ungarn und Siebenbürgen besaß sie an Rakoczy, dem madjarischen Rebellenhäuptling, einen tapferen Verbündeten wider das Haus Österreich. Mesopotamien und Armenien behauptete sie trotz der gewaltigen Anstrengungen des gefürchteten Perserführers Nadir Schah, der frühzeitig starb, ehe er den Gipfel seiner Erfolge erklommen hatte. Auch die Finanzen blühten, so daß selbst auswärtige Staaten sich für ihre türkenfreundlichen Dienste in klingender Münze bezahlt machen konnten, ohne dem osmanischen Geldgeber irgendwelche Ungelegenheiten zu bereiten. Die unruhigen Janitscharen erfüllten den Sultan Mahmud und seine Nachfolger Osman und Mustapha mit banger Sorge. Und auch die Wahabiten, eine arabische Sette, zeigten sich widerspenstig.

In den fünfziger und sechziger Jahren nahmen die inneren Wirren in unheimlicher Weise zu. Vor allem die Mameluken in Ägypten unter dem verwegenen Ali Bey drohten die Herrschaft über dieses Land an sich zu reißen und es vom Sultan loszulösen. Aber immer wieder gelang es den Türken, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Geniale Baukünstler führten wichtige Kunst- und Festungsbauten auf. Ja, man konnte sogar von einer neuen Kulturblüte des Islams sprechen.

Da tauchte „die polnische Frage" am Horizont auf. Und ihre Lösung verwickelte die Türken in neue schwere Kämpfe. Das innerlich morsche Polenreich verfiel 1772 der ersten Teilung, bei der Österreich Ostgalizien mit Lodomerien, Rußland das Gebiet jenseits der Düna und des Dnjepers und Preußen die Provinz Westpreußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn, das Bistum Ermland und den Netzedistrikt bekamen.

In ihrer Verzweiflung hatten sich die Polen bereits 1768 an die Pforte gewandt, die ihrerseits von Rußland und Frankreich bestochen war, dennoch

Digitized by Google

aber zum Schwert griff, um den günstigen Augenblick nicht zu verpassen. Es fragte sich nur, wie Österreich sich zu dem neuen Konflikte stellen würde. Sultan Mustapha III. ließ der Kaiserin Maria Theresia die Rückgabe Schlesiens und die Besetzung des polnischen Königsthrons durch Sachsen versprechen, allein der etwas kurzsichtige Minister Kaunitz in Wien lehnte das Anerbieten zunächst rundweg ab.

Hunderttausend Tataren benutzten den Krieg zu einem Einfall ins russische Reich. Sie ritten wie im Mittelalter ihr Fleisch noch immer unter dem Sattel auf dem Rosse mürb und berauschten sich mit Pferdemilch, beutegierig, kurz, die Horden der alten Rasse!

In Konstantinopel jubelte man über diese Bundesgenossen auf. Die Fahne des Propheten ward entrollt, der Heilige Krieg erklärt. Die Hauptarmee sollte in die Moldau vorrücken, während andere Truppen Bessarabien schützten, die Gegenden zwischen Don und Wolga unsicher machten und gegen Erzerum und Trapezunt marschierten.

Aber die Türken hatten überall Unglück. Kaiserin Katharina von Rußland erdreistete sich sogar, die Griechen in den türkischen Landen zum Abfall vom Sultan aufzurufen und ihre Augen nach Konstantinopel zu werfen.

Bereits 1769 zogen die Russen in Jassy ein und ließen sich von den Moldauvölkern als Erretter und Befreier jubelnd empfangen. Bukarest wurde besetzt und Fürst Gregor Ghika, der rumänische Vasall des Sultans, gefangen genommen. Im Kaukasus wieder huldigten Armenier, Grusen und Tscherkessen der siegreichen Zarin. Und schon lief auch eine russische Flotte aus, um den griechischen Aufstand in der ägäischen Inselwelt zu entfachen. Katharinas Agenten, mit reichlichen Geldmitteln ausgestattet, wühlten gleichzeitig in Albanien, Montenegro und den übrigen von Christen bewohnten Balkanländern wider die türkische Herrschaft.

Was nutzte den Türken ihr Sieg bei Morea? An der kleinasiatischen Küste in der Bucht von Tschesma wurden sie um so empfindlicher geschlagen (1770). Die ganze türkische Flotte ging hier, in Brand geschossen, auf einmal zugrunde. Die griechischen Insulaner fielen ohne weiters von der Pforte ab.

Zu Wasser und zu Land geschlagen, über die Donau zurückgedrängt, der Flotte beraubt, zahlreicher Kerntruppen verlustig gemacht, mußte die Pforte neuerdings darauf sinnen, wenigstens mit Österreich ein günstiges Abkommen zu treffen. Und jetzt endlich 1771 kam es zu einem Bündnis. Dagegen gingen Rußland und Preußen Hand in Hand.

Friedrich der Große erhob Vorstellungen in Wien. Allein Kaunitz erklärte diesmal ganz entschieden, trete Österreich gegen die Pforte auf, so habe

Digitized by Google

Rußlands Vergrößerungssucht gewonnenes Spiel; Preußen sollte es Österreich zu Dank wissen, daß es sich gegen die Vergrößerung Rußlands stemme und dabei nicht bloß seine eigene, sondern auch Preußens Unabhängigkeit verteidige.

Rußland drängte darauf, entweder Polen oder die Türkei zu teilen, und suchte für seine Pläne im Bunde mit Preußen auch Österreich zu gewinnen. Die osmanische Erbschaft dünkte der ländergierigen Katharina wertvoller. Maria Theresia wollte jedoch weder von dem einen noch von dem andern etwas wissen. Ihr Gewissen sträubte sich dagegen.

Aber die Agenten der Zarin hörten beim aufgeklärten, glaubenslosen Minister Kaunitz keineswegs auf, alle diplomatischen Minen springen zu lassen. Man schlug allerlei vor. Nach einem Plan sollten Serbien, Bosnien, Dalmatien mit Montenegro und Albanien, sowie Morea an Österreich fallen, während die übrigen europäischen Provinzen der Türkei mit Konstantinopel in russische Hände übergingen. Ein zweiter ging dahin, Konstantinopel zur Hauptstadt eines unabhängigen Königreichs zu machen, dessen erstes Oberhaupt Katharina einsetzen würde, Österreich bekäme dann Dalmatien, Bosnien und die Herzegowina, Serbien, die Walachei und Bulgarien, Rußland die übrigen Länder, eine österreichische Sekundogenitur aber d. h. eine Nebenlinie des Hauses Habsburg-Lothringen Morea, Kandia oder Zypern. Ein dritter Vorschlag ließ den Türken Konstantinopel, verschaffte Österreich und Rußland die nördlichen Balkanlandschaften und gab Preußen ein Stück Polen preis. Weitere Vorschläge, stets von neuem auf russischer Seite ausgeheckt, betrafen die Teilung Polens.

Zum Schluß kam es, wie gesagt, zur Teilung Polens und die Türkei durfte einen allerdings nur scheinbar billigen Frieden schließen.

Die Russen wurden durch einen gefährlichen Kosakenaufstand beunruhigt. Aber dieser hätte sie nicht mürbe gemacht. Denn ihre Waffen waren nach wie vor erfolgreich. General Romanzow eroberte die ganze Walachei und schloß die türkische Hauptmacht mitsamt dem Großwesir bei Schumla ein. Dennoch zeigte sich Katharina geneigt, vorab wohl von Österreich in Atem gehalten, auf weitere Eroberungen im Augenblick zu verzichten.

In Kutschuk Kainardsche wurden 1774 folgende Abmachungen getroffen: Rußland erhält Kinburn an der Dnjepermündung, Jenikale und Kertsch in der Krim, sowie freie Handelsschiffahrt in den türkischen Gewässern; die Tataren in der Krim und am Kuban werden für unabhängig erklärt; dagegen verpflichtet sich Rußland seine Eroberungen in der Moldau und der Walachei an die bisherigen türkischen Vasallenfürsten zurückzugeben, die jedoch fortan

Digitized by Google

in Rußland ihre Schutzmacht gegenüber unberechtigten Ansprüchen des Oberherrn in Konstantinopel zu erblicken haben.

Der Vertreter Österreichs, der kluge Thugut, war über diese Abmachungen nicht gerade erbaut und warnte den Minister Kaunitz vor den Gefahren der Zukunft, die Rußlands Weltherrschaftsgelüsten nunmehr neue Nahrung geben würde. Rußland komme jetzt, wo es am Schwarzen Meer so wichtige Stützpunkte gewonnen habe, ohne kostspielige weitere Vorbereitung vor Konstantinopel und habe nicht mehr nötig einen langen, beschwerlichen Krieg an der Donau zu führen. Die Aussicht einer Erwerbung von Bosnien-Herzegowina und Serbien sei jetzt nicht mehr lockend für Österreich, denn die Anhänger des orientalischen Glaubens würden im Hinblick auf die russische Vormacht in der Nachbarschaft stets nach Rußland hinneigen, so daß der Besitz dieser Länder zu einer überlästigen Ausdehnung ohne inneren Wert und nicht zur Vermehrung der Macht, sondern nur zur Schwächung dienen würde. Thugut bedauerte schließlich die Blindheit der maßgebenden Kreise in Konstantinopel. Unter dem Klange der Musik sei der Friede verkündigt worden, der das Grab des Osmanischen Reiches schaufle.

Um das grollende Österreich zu versöhnen, verschaffte Rußland seinem westlichen Nachbar die Bukowina, in deren Abtretung sich der rumänische Vasallenfürst Ghika 1775 fügen mußte.

Der neue Friede währte nicht allzulange. Die Pforte erlitt im Innern einen Schlag um den andern und siechte beständig immer mehr dahin. Die Armee befand sich in größter Unordnung. Die Kraft der Dynastie war gebrochen.

In Syrien meuterten die Beduinen und machten sich unabhängig. Die Unruhen in Ägypten wollten kein Ende nehmen. Auf Morea hörten die Stimmen der Erhebung ebensowenig auf. Allenthalben in türkischen Landen gärte und brodelte es.

Joseph II., dieser tatkräftige Antipode Friedrichs des Großen, wollte Österreich ebenso vergrößern wie der Preußenkönig seinen Staat. Und so näherte er sich den Wünschen Katharinas in bezug auf die Türkei und schloß mit dem tückischen Rußland ein Bündnis, das den zweiten russisch-türkischen Krieg von 1787 bis 1792 zur Folge hatte.

Ein ausführlicher Briefwechsel zwischen Katharina II. und Joseph II. erörterte alle schwebenden Balkanfragen und Josephs Besuche in Mohilew, Moskau und Petersburg galten in letzter Linie nichts anderem als ihrer Lösung.

In einem ihrer zahlreichen Handschreiben an Kaiser Joseph II. suchte Katharina die türkischen Zustände zu geißeln: Dieses einst so furchtbare Reich,

Digitized by Google

der Schrecken der Schwachen, leide gegenwärtig an Übeln, die auch die festesten Monarchien zugrunde richten könnten. Das Meer scheide die Türkei in zwei Hälften, die Mehrzahl der Paschas in den Provinzen heuchle nur einen Gehorsam gegen die Pforte und warte auf einen günstigen Augenblick, um sich unabhängig zu machen, um der Beraubung ihrer Güter zu entgehen, durch die der Sultan seine leeren Kassen fülle. Die Christen hegten die gleiche Gesinnung und ihrer seien fünf- bis sechsmal mehr als die Türken. Der Handel sei vernichtet durch Monopole und Plackereien jeder Art. Räuber plünderten die Landschaften. Die Bauern wollten nicht mehr säen, weil die Ernte unsicher sei, und flöhen in die Städte, wo sie die Unordnung, die Verwirrung und die Teuerung der Lebensmittel vermehrten. Die Zucht in dem Heere wie auf der Flotte sei dahin. Die Janitscharen trieben Handel und verließen ungern ihr Geschäft, weil sie wüßten, daß sie nur mit Worten bezahlt würden. Die Lehenstruppen wollten nicht aufbrechen und keine Steuer zahlen, sobald sie für ihre Besitzung zu fürchten hätten. In den Rat des Großherrn kämen jedes Jahr mehr Leute, die es besser verstünden mit Raub umzugehen als den Gebrechen eines zusammenstürzenden Reiches abzuhelfen; Leute, die nur Verse aus dem Koran zu zitieren wüßten, statt politische Heilmittel aufzufinden. Bei jeder Aussicht auf Krieg setzten alle Weissagungen den Diwan und das Serail in Schrecken; und doch brauchte man nur Ränke und Arglist, um alle beliebigen Verträge, unter deren Schutz allein sie Ruhe genössen, wirkungslos zu machen.

Die Ausführungen Katharinas trafen den Nagel auf den Kopf. Es gehörte wirklich nicht viel Mut dazu, die an Marasmus leidende Pforte des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts anzugreifen. Und Rußland faßte diesen „Mut" neuerdings, plante doch die Zarin ihrem jüngsten Enkel, dem Großfürsten Konstantin, die Herrschaft über das alte byzantinische Reich mit dem Sitz in Konstantinopel zu verschaffen. Kaunitz verhielt sich nach wie vor ablehnend. Aber Kaiser Josef II. machte sich immer mehr mit den hochfliegenden Plänen der Kaiserin Katharina vertraut.

Die neue kriegerische Verwicklung war bald erledigt. 1783 erklärte Rußland die Krim als russische Provinz (Gouvernement Taurien) und besetzte das Land durch seine Truppen. Die christlichen Fürsten von Georgien und Mingrelien südlich vom Kaukasus traten unter russischen Schutz. Damit jedoch begnügte sich Katharina nicht. Bald begann das Ringen von neuem.

Der russische General Potemkin erstürmte 1788 Oczakow, und ein anderer erfolgreicher Heerführer der Zarin eroberte 1790 Ismail am Donaudelta.

Die Österreicher dagegen kämpften anfangs unglücklich, nur General Laudon gelang es 1789 Belgrad zu nehmen. Zwei Jahre später schloß es den

Digitized by Google

Frieden von Sistowa, in dem es kaum mehr als Alt-Orsowa an der Donau, den Paß des Eisernen Tores, bekam. Rußland erhielt im darauffolgenden Frieden von Jassy das Küstenland am Schwarzen Meer bis zum Dnjester. Hier begründete es die in der Folge rasch aufblühende Handelsstadt Odessa.

Inzwischen erwuchs der Pforte ein neuer Feind, diesmal im Westen. Hatten die Könige von Frankreich, vor allem der Raubkönig Ludwig XIV. es gut verstanden, den heidnischen Halbmond gegen die deutsche Christenheit in Bewegung zu setzen, um diese desto besser plündern zu können, so brauchte der neue Usurpator des französischen Thrones, Napoleon Bonaparte, die Hilfe der Osmanen nicht.

Der gewaltige Korse wollte nicht bloß aus Frankreich eine führende Vormacht Europas gestalten, sondern ein Weltreich schaffen. Und zu diesem Zweck mußte ihm Ägypten, dessen unermeßliche Bedeutung für den erdumspannenden Handelsverkehr später die Engländer sich mit größtem Erfolg zunutze machten, besonders begehrenswert erscheinen. Ägypten aber bildete damals einen integrierenden Bestandteil des Türkischen Reiches. Und so war um die Wende des Jahrhunderts ein Konflikt zwischen Frankreich und der Pforte unvermeidlich.

Im Mai 1798 brach Napoleon mit 15 Linienschiffen, 15 Fregatten und etwa 30 000 Mann gegen Ägypten auf. Er überrannte Malta, nahm Alexandria im ersten Anlauf und näherte sich Kairo. An das Land aber erließ er einen flammenden Aufruf, der mit den Worten begann: „Völker Ägyptens! Man wird euch sagen, ich sei gekommen, um eure Religion zu stürzen. Glaubt es nicht. Antwortet, daß ich gekommen bin, euch eure Rechte wiederzugeben, die Räuber der Gewalt zu bestrafen, und daß ich weit mehr als die Mameluckn Gott, seinen Propheten und den Koran achte . . .“

Natürlich spielte Napoleon mit falscher Karte. Er suchte sogar mit der Pforte selbst gut auszukommen, indem er vorgab, sein Zug nach Ägypten sei bestimmt, die englische Seeherrschaft zu brechen.

Im Juli 1798 gab es die berühmte Schlacht bei den Pyramiden, in der die Macht der Mameluckn in Ägypten vollständig gebrochen wurde, worauf auch Kairo den Franzosen als Siegesbeute in den Schoß fiel.

General Desaix drang nach Oberägypten vor. Französische Gelehrte begannen die Altertümer des Landes zu durchforschen.

Aber das Kriegsglück ließ nicht mit sich spaßen. Schon nahte die englische Flotte unter Admiral Nelson. Und in der Seeschlacht bei Abukir am 1. August des gleichen Jahres erlitt die französische Flotte die furchtbarste Niederlage. Und fast in demselben Augenblick erklärte die Pforte an Frankreich den Krieg.

Digitized by Google

Sofort brach unter den Mohammedanern des Landes ein Aufstand aus. Nur mit Mühe gelang es Napoleon ihn zu unterdrücken. Hierauf marschierte er mit seinem Heer nach Syrien, erstürmte Jaffa und suchte, allerdings vergeblich, Akkon mit Erfolg zu belagern. Unter den Truppen brach die Pest aus und zwang zum schleunigen Rückzug. Doch wiederum winkte Napoleon die Siegesgöttin. Bei Abukir schlug er 1799 die Türken vernichtend.

Der Sieger war froh, in Ehren das Land verlassen zu können, und schiffte sich, von den Seinigen in Frankreich mit Sehnsucht erwartet, mit Windeseile ein. In Ägypten ließ er den General Kleber zurück, dessen Denkmal heute noch in Straßburg zu sehen ist. Dieser war ein ausgezeichneter Feldherr, der es nicht verdiente so tragisch zu enden, wie bald hernach die Welt erfuhr. Er fiel einem Mörder zum Opfer.

Inzwischen trieben die Verhältnisse in Konstantinopel immer unaufhaltsamer einer furchtbaren Katastrophe zu. Nicht die Palastrevolutionen an sich beschleunigten diese, denn diese standen ja schon längst auf der Tagesordnung der osmanischen Politik und Geschichte. Aber die Völker rebellierten. Die Nationalidee, die Napoleon dem neuen Europa verkündete, erhitzte auch die Köpfe einflußreicher serbischer, griechischer und anderer Persönlichkeiten. Unwillkürlich traten auch Abenteurer auf. Und gewissenlose Hetzer von außen schürten das glimmende Feuer des Aufstandes zum lodernden Brand eines regelrechten Kriegs. Rußland endlich glaubte gleichfalls, die Stunde sei gekommen, die Hand nach Konstantinopel auszustrecken und an der Spitze der „befreiten" christlichen Völker bald die Knute des Moskowitertums über das östliche Mittelmeer und seine Anrainer schwingen zu dürfen.

1804 erhob sich Georg Petrowitsch oder Kara Georg (der schwarze Georg) und organisierte in Serbien eine Aufstandsbewegung, die jedoch 1812 die Probe der letzten Entscheidung nicht bestand. Daraufhin unterwarfen die Türken das fast schon verlorene Land wieder vollständig, zwangen Petrowitsch in die Verbannung zu gehen und herrschten erst recht mit drakonischer Strenge.

Die Seele des Aufstandes konnten sie allerdings nicht ganz unterdrücken. Ein zweiter serbischer Rebellenhäuptling, Miloſch Obrenowitsch, kämpfte bald hernach mit Erfolg und erreichte schließlich 1816, daß ihn die Pforte als serbischen Vasallenfürsten anerkannte.

Schlimmeres drohte den Türken vom Peloponnes, vom Volke der Hellenen.

Digitized by Google

10. Kapitel.

Der Abfall Griechenlands.

Je tiefer die Türkei sank, um so freudiger rieben sich die listigen Engländer ihre beutegierigen Hände. 1819 lieferten sie der Pforte die bis dahin englische Griechenfestung Parga aus, unter der Bedingung, daß dafür der Sultan das Protektorat Englands über die Jonischen Inseln anerkenne. Also Geschäft wider Geschäft! Die Pargioten, die schon unter der britischen Ausbeuterwirtschaft viel zu leiden hatten, besorgten von den türkischen Paschas womöglich noch Schlimmeres und wollten lieber allesamt zugrunde gehen, als osmanische Untertanen werden.

Die Schandtat der Engländer fand vor allem in Deutschland einen schmetternden Widerhall. Unsere Dichter stellten einen ganzen Heerbann des Geistes zur Errettung und Befreiung des Griechenvolkes, das immer lauter die Stimme des Aufruhrs vernehmen ließ. Wilhelm Müller z. B. besang in seinen berühmten Griechenliedern den Abschied der getäuschten Pargioten, die von den „edelmütigen" Engländern anläßlich der Preisgabe von Pargos nach Korfu gebracht worden waren:

„Briten, ohne Dank und Segen
Scheiden wir aus euerm Schutz,
Wählen einen andern Herren
Und derselbe heißet Trutz.
Unsre Mauern, unsre Türme,
Unsre ganze liebe Stadt,
So die heil'ge Mutter Gottes
Selber sich ersehen hat,
Daß sie von der Felsenspitze
Auf dem letzten Uferrand
Tröstend überschauen möchte
Das gebeugte Griechenland:

Digitized by Google

Diese Stadt habt ihr verhandelt,
Briten, die ihr schützen wollt,
Briten, habt sie losgeschlagen
Für des alten Paschen Gold!
Briten, Briten, an den Händen
Klebt es röter euch als Blut,
Briten, Briten, das ist jenes
Sündengoldes Höllenglut!
Haben nun zwei Jahr gesessen
Hier auf Korfus Inselland,
Haben nun zwei Jahr geschauet
Sehnlich nach der Heimat Strand.
Brüder, dahin laßt uns ziehen,
Weil wir noch in unsrer Hand,
Unsre guten Schwerter halten,
Schwerter für das Vaterland."

Unter den griechischen Stämmen hatte sich inzwischen eine mächtige Kulturbewegung bemerkbar gemacht, die zugleich der nationalen Sammlung und politischen Befreiung diente. Große Erbitterung rief es hervor, als 1819 der griechenfreundliche Pascha Ali von Janina abgesetzt werden sollte. Dieser verfügte über einen großen Anhang. Und die neugriechische Hetärie, ein 1814 gestifteter Geheimbund in Odessa, von vermögenden griechischen Kaufleuten unterstützt, schürte erst recht den sich entwickelnden Aufstand. 1821 kam er zu vollem Ausbruch.

Zieht man das Völkergemisch der Türkei in Betracht, das damals noch größer war als zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, so wird einem klar, daß die Zustände auf die Dauer unhaltbar sein mußten. $3^1/_2$ Millionen europäischen Türken standen vor hundert Jahren über $2^1/_2$ Millionen Hellenen oder Griechen, weit über 1 Million Rumänen, 500 000 Bulgaren, 300 000 Juden, 500 000 Arnauten, 100 000 Armenier, 250 000 Bosniaken, 250 000 Serben, über 200 000 Albaner, sowie fast 200 000 andere Völker gegenüber. Die mohammedanischen Türken stellten also bei weitem bloß eine Minderheit dar.

Der griechische Fürst Alexander Ypsilanti, General in russischen Diensten, rückte eines Tages mit russischen Banden aus Bessarabien in die Moldau ein und stieß in Jassy, der Hauptstadt des Landes, zu den Truppen des Fürsten Michael Suzzo, Gospodars der Moldau, der ehrgeizig und tapfer genug war, den Türken den Krieg anzusagen. Gleichzeitig wurde ein flammender Auf-

Digitized by Google

ruf überall verbreitet, wo Griechen wohnten: „Auf, auf für den Glauben und fürs Vaterland! Die Stunde ist gekommen, Griechen! Das Vaterland ruft uns. Die Servier und Sulioten sind bereit. Ganz Epirus erwartet uns bewaffnet und ist für die Freiheit begeistert. Welches griechische Herz könnte auch bei dem Rufe des Vaterlandes gleichgültig und untätig bleiben!"

Griechenfreundliche Komitees in ganz Europa, die sogenannten Philhellenen, suchten die Stimmung der Kulturwelt zugunsten des verwegenen Planes zu beeinflussen. Wir dürfen dabei nur nicht vergessen, daß neben viel Idealismus und Schwärmerei noch mehr Schwindel und Trug sich unter dem Deckmantel des Patriotismus auf dem Balkan breit machten und die vielfach entarteten Stämme daselbst die begeisterte Teilnahme z. B. Deutschlands gar nicht verdienten.

Ypsilanti hatte den Aufstand nicht genügend vorbereitet, jedenfalls fehlte es ihm an entschiedener Tatkraft. Als Zar Alexander I. von Rußland ihn, seinen ehemaligen Adjutanten, zur Verantwortung zu ziehen erklärte und in Jassy feierlich erklären ließ, daß er der Bewegung seine Hilfe versage, brach jene in sich selbst zusammen. Der Moldaufürst floh auf russisches Gebiet. Und die reichen Bojaren des Landes retteten sich vor den drohenden Wirren über Hals und Kopf ins benachbarte Siebenbürgen.

Die etwas phantastisch herausgeputzte Armee in ihren schwarzen griechischen Röcken nebst rotem Leibgurt, schwarzen weiten Beinkleidern und Mützen von schwarzem Schaffell besaß weder Disziplin noch ausreichendes Kriegsmaterial. Ypsilantis Unterfeldherr verstand es gleichfalls nicht die Einigkeit der bunt zusammengewürfelten Scharen, unter denen sich auch viele abenteuerlustige Deutsche und Russen befanden, festzuhalten.

Die türkische Übermacht und die Bestechlichkeit mancher Führer der Befreiungsarmee gingen parallel miteinander. Rasch fiel Galatz den Osmanen in die Hände. Hier wie in Jassy richteten sie ein furchtbares Blutbad an. Und bald hernach, im Juni 1821, wurde Ypsilanti selbst bei Dragaschan vernichtend geschlagen. Nur mit Mühe gelang es ihm und einigen seiner Getreuen, die mit Löwenmut gefochten hatten, sich nach Siebenbürgen zu retten. Dort mußte er sich im Auftrag der österreichischen Behörden entwaffnen und nach der Festung Munkatsch bringen lassen. Kantakuzeno rettete sich nach Rußland. Auch der tapfere Griechenführer Jordaki, der Letzte der Letzten, erlag schließlich, in tiefstem Unmut darüber, daß die russische Hilfe sich als eine trügerische Fata Morgana erwiesen hatte. „Die moskowitischen Großen," so hieß es in seiner letzten Kundgebung an seine hellenischen Mitstreiter, „wollen erst Griechenlands Blüte erschlagen wissen, ehe die Hilfe kommen soll, damit

Digitized by Google

sie bloß die rohen Massen erobern und nach Vernichtung der Gebildeten keine geistigen Regungen, die sie bei unserer Wiedergeburt fürchten, als zukünftigen Gärungsstoff aufzunehmen brauchen."

Ypsilantis Schicksal war tieftragisch. Von den meisten der Seinigen verlassen und verraten, von der in Österreich damals herrschenden Absolutistenpartei zuerst in Munkatsch, dann in Theresienstadt jahrelang schnöde gefangen gehalten, starb er verhältnismäßig frühzeitig 1828 in Wien.

Sein ganzer großer herrlicher Charakter tritt uns leuchtend aus dem letzten Manifest entgegen, das von ihm einen Tag nach der Schlacht bei Dragaschan erlassen worden war, als sein Scheidegruß von Griechenland: „Krieger! Nein, diesen ehrenwerten Namen will ich nicht beflecken — feiger, unmännlicher Haufe! Euer Verrat, eure Falschheit zwingen mich, euch zu verlassen. In Zukunft ist zwischen mir und euch jedes Band zerrissen; aber tief in meiner Seele werde ich die Schande tragen, euer Anführer gewesen zu sein. Mit Füßen habt ihr eure Eidschwüre getreten. Ihr habt Gott und das Vaterland verraten in dem Augenblick, da ich hoffte zu siegen oder rühmlich mit euch zu sterben. Schleicht hervor aus euren Verstecken! Eilt zu den Türken, küßt ihre Hände, von denen noch das heilige Blut der unmenschlich geschlachteten Häupter unserer Kirche und anderer schuldloser Mitbrüder herabträuft. Kauft die Knechtschaft mit eurem Leben, mit der Ehre eurer Frauen und Kinder. Ihr aber, Schatten der echten Hellenen aus der heiligen Schar, die ihr als Opfer für die Befreiung gefallen seid, empfangt den Dank eures Volkes."

Erfolgreich dagegen kämpften die Griechen im Peloponnes. Der Erzbischof von Patras und die Häuptlinge der Mainoten predigten einen neuen Kreuzzug. Pascha Ali in Janina erhob sich gleichfalls. Die Handelsflotte der griechischen Inselwelt versah sich mit Geschützen und stellte sich den Aufständischen zur Verfügung. Überall wurden die Türken in ihre Festungen zurückgedrängt. Und am Ende erlitten sie noch eine gräßliche Niederlage in den durch die Geschichte geheiligten Thermopylen. Nun kam auch Athen und die Burg von Theben in den Besitz der Griechen.

Zur See waren die Aufständischen, die Demetrios Ypsilanti, ein Bruder des gefangenen Fürsten Alexander, befehligte, nicht minder glücklich. Aber eine entscheidende Wendung ereignete sich zunächst nicht.

Im Jahr 1822 richteten die Türken neuerdings ein wütendes Gemetzel an, diesmal auf der Insel Chios, wo allein über 30 000 wehrlose Griechen einfach hingemordet wurden. Die kleine griechische Flotte nahm allerdings bald hernach Vergeltung, indem ihr Führer Kanaris nach einem erfolgreichen Treffen an der Küste von Chios eine große Zahl türkischer Schiffe verbrannte.

Digitized by Google

Die Nachrichten aus Griechenland riefen allenthalben in der gesamten gesitteten Welt die größte Teilnahme hervor. Neue Freischärler aus Deutschland, Frankreich, Italien eilten herbei, Lord Byron, der reiche englische Dichter, landete mit zwei Schiffen vor der bedrohten Festung Missolunghi, der Genfer Bankherr Eynard organisierte Hilfsvereine, kurz, die Begeisterung der Philhellenen Europas kannte keine Grenzen.

Jetzt erstand den Griechen auch ein eigener Sänger, Konstantin Rhigas, der ihnen nach dem Vorbild der französischen Marseillaise ein besonderes Freiheits- und Vaterlandslied dichtete:

„Auf, ihr Söhne der Hellenen,
Nun zu neuem Ruhm geweiht,
Wiederkehr mit heil'gem Sehnen
Unsrer Väter Herrlichkeit!
Laßt uns frei von feigen Schwächen
Des Tyrannen Joch zerbrechen
Und, der Ahnen würdig, rächen
Unsres Landes Schmach und Leid." . . . .

1825 bekam der Sultan Mahmud II. ein ägyptisches Hilfskorps, das Ibrahim Ali, der Sohn des Paschas von Ägypten, persönlich befehligte. Dieses Expeditionskorps stürzte sich auf Morea und metzelte die dortige Christenbevölkerung nieder. Noch immer blickten die Griechen vergeblich nach Nordost. Von der immer wieder versprochenen Unterstützung gewisser russischer Kreise ließ sich kaum etwas blicken. Zar Alexander I. war ein ausgesprochener Gegner der Kriegspartei und scheute neue Verwicklungen mit den Türken. Erst nach seinem Tod (1825) und dem Regierungsantritt Nikolaus I. änderte sich der Kurs. Doch verging neuerdings über ein Jahr, bis Rußlands Sympathien greifbare Gestalt gewannen.

Inzwischen fiel 1826 die von den Griechen mit Todesmut verteidigte Festung Missolunghi in die Hände der Türken. Ein Jahr später schlossen England, Rußland und Frankreich endlich ein Bündnis ab, das den Schutz der gefährdeten Griechen bezweckte.

Im Sommer 1827 kam es zu einem entsetzlichen Aufstand der Janitscharen in Konstantinopel. Aber diesmal ertranken diese selbst in dem Meer von Blut, das die Folge ihrer Greueltaten war. Der Sultan ließ die meisten töten. Der Rest wurde nach Asien verschickt.

Dies und noch andere Vorfälle erschütterten die osmanische Wehrmacht in ihren Grundfesten. Und so konnte die entscheidende Niederlage, die das englisch-französisch-russische Geschwader den Türken im Oktober des gleichen

Digitized by Google

Jahrs bei Navarin beibrachte, den Kenner der Verhältnisse nicht verwundern. Die Franzosen besetzten Morea und zwangen Ibrahim zum Abzug.

1828 drangen die Russen in den Donaufürstentümern ein. Im folgenden Jahr eroberte ihr General Diebitsch sogar Adrianopel. Und fast gleichzeitig erstürmte General Paskjewitsch die türkischen Festungen Kars und Erzerum im Kaukasus.

Jetzt erst gaben die Türken nach und schlossen zu Adrianopel Frieden. In diesem erhielt Rußland die Inseln vor der Donaumündung, ferner das Gebiet von Achalzik südlich vom Kaukasus. Die Donaufürstentümer Serbien, Moldau und Walachei erlangten das Recht, sich christliche Hospodare unter der Oberhoheit der Pforte zu wählen, ein für allemal bestätigt. Zugleich wurde die Unabhängigkeit Griechenlands, die von der Londoner Konferenz 1830 ausgesprochen werden sollte, zum voraus grundsätzlich anerkannt.

Ein idealer Fürst, Otto I., aus dem Hause Wittelsbach bestieg als erster König 1832 den Thron der Hellenen. Die Türken hatten für immer auf dem Peloponnes ausgespielt und besaßen fortan in dem jungen Nachbarstaat einen gefährlichen Rivalen, was schon die nächsten Jahrzehnte, vor allem aber das zwanzigste Jahrhundert deutlich erwies.

Digitized by Google

11. Kapitel.

Der Krimkrieg.

Dank den erschöpfenden Ausführungen Heinrich Friedjungs in seinem vielbeachteten Werk „Der Krimkrieg und die österreichische Politik“ (Stuttgart, Cotta, 2. Auflage 1911) sind wir über Ausbruch, Entwicklung und Ende des in den Jahren 1854 bis 1856 tobenden Ringens zwischen Rußland und der Türkei wohl unterrichtet. Jahrzehnte hindurch waren die beiderseitigen Beziehungen zwar nicht gerade freundschaftliche, aber immerhin erträgliche gewesen. Jetzt aber brach der alte Gegensatz von neuem zutage und erheischte seine blutigen Opfer.

Bevor wir an der Hand Friedjungs das Zeitalter dieses Kampfes, der die Bezeichnung Krimkrieg führt, beschreiben, werfen wir noch einen Blick auf die türkische Geschichte seit dem Abfall Griechenlands.

Den äußeren Bedrängnissen gesellten sich, wie wir wissen, seit langem innere bei. Mehemed Ali und sein Sohn Ibrahim Pascha befehdeten in den dreißiger Jahren die Herrschaft des Sultans in Syrien und Kleinasien so heftig, daß dieser die Hilfe seines russischen Erbfeinds anflehen mußte, um die Rebellen in Schach zu halten. Daraufhin wurde rasch Friede geschlossen, aber der Padischah sah sich genötigt, Mehemed Ali als erbberechtigtes Oberhaupt Ägyptens anzuerkennen und ihn außerdem für Lebenszeit mit Syrien zu belehnen.

Kurz hernach kam es zu einem neuen Aufstand. Mehemed Ali besetzte Kreta, bedrohte Cilicien und verweigerte jegliche Tributzahlung, kurz, er kündigte der Pforte die Vasallentreue. Mahmud nahm sich diese Demütigungen so zu Herzen, daß er bereits 1839 starb.

Sein Sohn Abdul Meschid bestieg den Thron unter den traurigsten Umständen, ging doch fast gleichzeitig die ganze türkische Flotte zu Mehemed Ali

Digitized by Google

über, ebenso fiel die in Kleinasien operierende Landmacht zu Ibrahim Pascha ab.

Die Engländer und Franzosen suchten im trüben zu fischen und entsandten ein Geschwader zur Dardanellenstraße, man wußte nicht recht, ob zum Schutz oder zur Vertreibung der Pforte.

Da durchschnitt der neue Sultan den gordischen Knoten und gab dem osmanischen Staat eine Verfassung. Diese umwälzende Reform ließ neues Leben aus den verfallenen Ruinen erblühen. Greifbare Erfolge für den Frieden des Staates erzielte sie allerdings nicht. Mehemed Ali gab nicht nach.

Schließlich erklärten die mit der Türkei verbündeten Westmächte über Alexandrien den Blockadezustand und zwangen die Rebellen zur Unterwerfung. Mehemed Ali behielt Ägypten als erbliches Vizekönigreich.

Ebenso endigte auch der Aufruhr in Kandia und die Erhebung im westlichen Syrien, indem die Oberherrschaft des Sultans anerkannt blieb. Selbst die Zwistigkeiten mit Persien gediehen zu einem für die Pforte verhältnismäßig glücklichem Abschluß. Zur Ruhe kam das Osmanenreich jedoch nie. Bald zündelte es hier, bald zündelte es dort. Bald revoltierte man im Libanongebirge, bald in Armenien, bald auf albanischem Boden. Griechenland spielte stets mit dem Feuer. Und die uneinigen Großmächte fanden kein Rezept, um den „kranken Mann", zu dem der Türke umgetauft wurde, zu kurieren. Ja, fast erweckte es den Eindruck, daß ihn der Zank und Hader zwischen England, Frankreich, Rußland, Preußen und Österreich am Leben erhielt. Am bedrohlichsten gestalteten sich die Verhältnisse im Norden, wo die Serben, Bulgaren und Rumänen wohnten, die von der türkischen Oberhoheit längst nichts mehr wissen wollten.

Miloſch Obrenowitſch, der Häuptling des hitzigsten Rajahvolks im Osmanenreich, der Führer der Serben, hatte sich von der Nationalversammlung zu Kragujewatsch zum erblichen Alleinherrscher ausrufen lassen, ohne den Sultan um Erlaubnis zu fragen.

Allerdings konnte sich Miloſch seiner Standeserhöhung nicht lange erfreuen. Denn die Serben liebten Abwechslung.

Zwei Parteien stritten daselbst um den Vorrang, die Anhänger des Hauses Karageorg und die des Hauses Obrenowitſch. Einmal waren die einen, das andere Mal die anderen obenauf. Und Väterchen Zar in Petersburg, der sich stets als hoher Protektor der serbischen Duodezfürsten gebärdete, hatte keinen leichten Stand, die ewigen Bürgerkriege in seinem Interesse zu schlichten.

Digitized by Google

Am Ende kam es zu einer offiziellen Einmischung Rußlands. Und unter Assistenz eines russischen Generals wählte endlich 1842 die serbische Nationalversammlung (Skuptschina) den Prinzen Alexander Karageorgewitsch zum erblichen Fürsten. Die übrigen Thronanwärter verließen das Land und begaben sich zu den Türken, bei denen sie freundliche Aufnahme fanden. Was die Zukunft bringen sollte, wußten die Herrschaften in Kragujewatsch, Nisch und Belgrad am wenigsten.

So war die Lage auf dem Balkan keineswegs geklärt, als Nikolaus I. zum Schwerte griff.

Rußland hatte es diesmal auf die Pforte abgesehen, die in eine Art Vasallenverhältnis zum Zaren treten sollte. Es forderte zunächst die Anerkennung des alleinigen Aufsichtsrechts über das Grab Christi in Jerusalem, verfolgte aber unter diesem religiösen Deckmantel weitergehende Zwecke, die Schutzherrschaft über Serbien und Bulgarien, sowie die oberste Kontrolle der Verwaltung in Konstantinopel selbst.

Die Engländer gedachte Nikolaus I. mit Ägypten und Kreta abzufinden. Österreich, dessen junger Kaiser Franz Joseph erst kürzlich zur Niederwerfung des ungarischen Aufstands russische Hilfe erbeten und erhalten hatte, würde schon aus Dankbarkeit keine Schwierigkeiten machen können. Und Frankreich war isoliert und kaltgestellt.

Fürst Mentschikow begab sich im Namen des Zaren zum Sultan, fand jedoch Widerstand. Auch das österreichische Kabinett zeigte sich den Plänen Rußlands durchaus abgeneigt und Fürst Felix Schwarzenberg tat damals den Ausspruch: „Wir werden die Welt durch die Größe unserer Undankbarkeit überraschen.“ Denn was Nikolaus von seinem Nachbar an Selbstentäußerung verlangte, war wirklich zuviel. Und man erinnerte sich aus diesem Anlaß an die Zusammenkunft des weiland allmächtigen Fürsten Metternich mit Nikolaus I. in Münchengrätz (1833). „Fürst Metternich,“ fragte ihn dieser beim Galadiner, „was halten Sie von dem Türken? Das ist ein kranker Mann, nicht wahr?“ Der Minister, der schwerhörig war, benutzte sein Gebrechen gern für seine diplomatischen Zwecke und stellte sich in diesem Augenblick taub. Auch als die Bemerkung wiederholt wurde, wollte er sie nicht hören. Nachdem der Zar aber zum drittenmal gefragt hatte, erwiderte Metternich schlagfertig: „Stellen Eure Majestät diese Frage an den Arzt oder an den Erben?“

Vergeblich warnte Kaiser Franz Joseph den Alleinherrscher aller Reußen den Bogen allzu straff zu spannen und am Ende gar die Moldau und Walachei durch russische Truppen besetzen zu lassen. Nikolaus gab den Befehl

1. — Aspern, Geschichte der Türkei.

Digitized by Google

zum Einmarsch in die Donaufürstentümer, die er als Pfand behalten wollte, bis die Pforte in seine Forderung, das Protektorat über die orthodoxen Christen der Türkei betreffend, eingewilligt haben würde. Österreich unterstützte diese Forderung nachdrücklichst, und selbst Frankreich und England rieten den Türken, wenigstens grundsätzlich nachzugeben.

Da man jedoch in Konstantinopel genau wußte, daß die Westmächte nur mit halbem Herzen solchen Rat erteilten, so zeigte sie sich hartnäckig und erklärte dem Zaren am 4. Oktober 1853 den Krieg.

Nun rückten die Westmächte deutlicher heraus. Kaiser Franz Joseph versicherte den Zaren zwar seiner loyalsten Gesinnung, machte ihn jedoch aufmerksam, daß er an dem Bestande der Türkei nicht rütteln lassen dürfe, da eine Erhebung der Südslawen die Ruhe und Sicherheit Österreichs gefährden würde. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen schloß sich Österreich in dieser Frage aufs innigste an. Im übrigen opponierte weder die Wiener, noch die Berliner Regierung entschieden genug. Und man glaubte daselbst gutmütig, daß Rußland wirklich keine Eroberungsabsichten auf dem Balkan habe.

Die türkischen Waffen erwiesen sich zunächst als erfolgreich. Anderseits brachte Rußland immer mehr Soldaten auf die Beine. Die Verhältnisse spitzten sich zu. Der österreichische Vermittlungsversuch, auf friedlichem Weg durch eine europäische Konferenz die schwebenden Angelegenheiten zu ordnen, wurde in Petersburg glatt abgelehnt. Nun hatte das Wiener Kabinett freie Hand. Frankreich und England aber schlossen mit der Pforte ein Schutz- und Trutzbündnis ab.

Nikolaus bearbeitete vor allem die christlichen Völker auf dem Balkan durch gewaltige Geldgeschenke an ihre Häuptlinge in russischem Sinn. Dadurch sah sich auch das von zahlreichen Slawen bewohnte Österreich veranlaßt, im Süden viele Dukaten springen zu lassen. Diesem finanziellen Wettrennen folgte bald auch eine Verstärkung der Grenzgarnisonen.

Da man in Petersburg einsah, daß den österreichischen Diplomaten die Augen aufgingen, so lenkte man ein und bot Österreich das Schutzrecht über die endgültig zu befreienden Balkanslawen auf Halbpart an. Es war natürlich, daß die orthodoxen Stammesverwandten immer mehr zum Zaren als zum Kaiser nach Wien gravitieren würden. Und Franz Joseph verzichtete daher auch auf dieses russische Danaergeschenk. Die Beziehungen zwischen ihm und Nikolaus flauten noch mehr als bisher ab.

Vertreter Österreichs bei der Pforte war der rheinländische Protestant Baron Brück, ein ungemein fähiger Kopf, der mit seherischem Weitblick in

Digitized by Google

die Zukunft schaute. Freundschaft zwischen Wien und Berlin — das bildete seiner Meinung nach den Grund- und Eckstein jeder gesunden Politik, auch im Orient. „Mit Preußen und Deutschland hätte man," so schrieb er 1854, „in erster Linie von Rußland die Befriedigung der eigenen Interessen in den Donauländern fordern und nötigenfalls erzwingen müssen, im Gegensatze aber auch den Westmächten erklären sollen: Bis hieher und nicht weiter." Bruck wünschte ein Einvernehmen zwischen Wien, Berlin und Petersburg zu erzielen, um dann um so tatkräftiger gegen die Maßlosigkeiten Englands und Frankreichs operieren zu können. Man könnte ihn daher in gewissem Sinn als Vorläufer Bismarcks betrachten. Und auch ein Vergleich der damaligen Zustände mit denen des Jahres 1914 würde sich lohnen.

Der türkische Oberbefehlshaber Omer Pascha, Christ und Kroate von Geburt, als Lehrer im Hause des Sultans und nach seinem Übertritt zum Mohammedanismus infolge seiner Beziehungen und glänzenden militärischen Talente rasch von Stufe zu Stufe vorgerückt, leitete die Operationen südlich von der Donau sehr glücklich. Der Feldherr der Russen, der alte General Paschkiewitsch, vermochte ihm gegenüber schon deshalb nicht standzuhalten, weil er bei der Zersplitterung der russischen Heeresmacht an den verschiedensten Armeen des Riesenreiches nur über unzureichende Truppenmassen verfügte. Überzeugt davon, daß in diesem Krieg für Rußland keine Lorbeeren zu holen seien, vermied er eine offene Feldschlacht, begnügte sich mit der Belagerung von Silistria und gab schließlich den Oberbefehl an den Fürsten Gortschakow ab.

Österreich machte mehrere Armeekorps mobil, und zwar diesmal auch in Galizien. Der östliche Nachbar sollte sich vorsehen. Der Zar schäumte vor Wut. Und man berichtet, damals sei zuerst in Petersburg das Wort gefallen: der Weg der Russen nach Konstantinopel führe über Wien. Was aber jetzt beginnen? Die Meinungen der offiziellen Kreise an der Newa gingen auseinander. Sollte man die Walachei räumen, sollte man Österreich die Spitze bieten?

Endlich siegte bei Nikolaus I. die ruhige Einsicht, er befahl im Juli 1854 die Räumung der Donaufürstentümer „aus strategischen Gründen". Bald hernach wurden diese von türkischen und österreichischen Truppen besetzt, so zwar, daß sich die Österreicher nördlich von Bukarest zwischen Russen und Türken schoben. Am Schwarzen Meer wehte die schwarzgelbe Fahne. Das Haus Österreich konnte mit seinem Erfolge zufrieden sein. Nur dem alten Radetzky wollte der verhältnismäßig teuer erkaufte Triumph nicht gefallen.

Digitized by Google

Er dachte an Oberitalien, das der Monarchie zu erhalten ihm wichtiger erschien als der ganze Osten.

Inzwischen führten England und Frankreich einen großzügigen Plan durch. Mitte September landeten 60 000 Verbündete in der Krim und traten den Vormarsch gegen die russische Festung Sebastopol an. Fürst Mentschikow wurde an der Alma von ihnen geschlagen und mußte sich in das Innere der Halbinsel zurückziehen. Die Belagerung konnte beginnen.

Damals entstand auch der Ausdruck „Tatarennachricht" für eine abenteuerliche Falschmeldung. Ende September gelangte nämlich eine Nachricht nach Wien, ein reitender Tatar habe aus Konstantinopel gemeldet, Sebastopol sei gefallen. Sie wurde sogar in den Ministerien amtlich weiterverbreitet. Auf der Börse aber regte sie zu den gewaltigsten Spekulationen an.

Die Russen versuchten mit allen ihnen im Süden zu Gebote stehenden Kräften die Festung Sebastopol noch vor Winters Ausbruch zu entsetzen. General Mentschikow bekam so viele Verstärkungen, daß er dem Feind gegenüber eine Übermacht hatte. Trotzdem wurde er nach blutigem Kampf anfangs November bei Inkerman zurückgeschlagen und konnte an eine nochmalige Offensive vorerst nicht mehr denken.

Die Brüder in Wien und Berlin grollten einander. Gleichwohl erzielte man nach zahllosen diplomatischen Verhandlungen wenigstens so viel, daß sich Preußen ruhig verhielt, als Österreich seine ganze Armee vorwiegend gegen Rußland mobil machte. Es kam sogar zu einem ausgesprochenen Bündnis zwischen den Westmächten, dem bloß Friedrich Wilhelm IV. fernblieb. Denn selbst Sardinien schickte 15 000 Mann unter General Lamarmora nach der Krim. Unter den Belagerungstruppen vor Sebastopol (über 170 000 Mann) zählte man 28 000 Türken.

Über all den militärischen und diplomatischen Kämpfen starb Nikolaus I. (März 1855) und hinterließ den russischen Thron seinem Sohn Alexander II., der bis 1881 regierte.

Der neue Zar vertraute die weitere Verteidigung der immer noch standhaltenden Feste Sebastopol dem Fürsten Gortschakow an. Inzwischen hatten Seuchen von verheerendster Wirkung besonders die Belagerten stark hergenommen. In keinem Krieg erlagen so viele Menschen mehr einer tückischen Krankheit als Feuer oder Schwert, als im Krimkrieg. Die schlechte Verpflegung, die namenlosen Entbehrungen trugen das Ihrige dazu bei, die Greuel der täglichen Kämpfe womöglich noch zu erhöhen.

Endlich im September 1855 nach einer dreitägigen unausgesetzten Kanonade fiel der Malakowturm, der Schlüssel der Festung, den Franzosen

Digitized by Google

in die Hände. Aber immer noch dachte man auf russischer Seite an keine Übergabe. Man zog sich dort vielmehr mittels einer Schiffbrücke in den nördlichen Teil der Forts zurück und verschanzte sich dort erst recht. Nur die Stadt Sebastopol mußte den vordrängenden Siegern preisgegeben werden. Zudem erstürmten die Russen die türkische Festung Kars im Kaukasus und gewannen dadurch einen neuen wichtigen Stützpunkt.

Endlich und allmählich erlahmten die Kräfte hüben wie drüben. Die furchtbaren Verluste hatten auch die Armee und den Geist der Verbündeten mürbe gemacht. Am 30. März 1856 folgte der Friede zu Paris.

Darin trat Rußland die Donaumündungen mit einem kleinen, am linken Ufer der unteren Donau gelegenen Teil von Bessarabien ab, entsagte der besonderen Schutzherrschaft über die Christen in der Türkei, deren Gleichstellung mit der mohammedanischen Bevölkerung von der Pforte zugesichert ward, ebenso über die Donaufürstentümer, deren Verhältnis später geregelt werden sollte, gab Kars zurück und versprach endlich am Schwarzen Meer keine Waffenplätze anzulegen und dort nicht mehr Schiffe als die Pforte zu halten; die Westmächte dagegen gaben Sebastopol nach Zerstörung der Hafenbauten und Befestigungen an Rußland zurück.

Wer aber glaubte, Rußland würde sich nunmehr bescheiden zurückhalten, irrte sich. Denn es zerstörte noch vor der Rückgabe von Kars sämtliche Festungswerke und sann auf Rache. Fürst Gortschakow hatte daher recht, wenn er die bedeutsame Meinung aussprach: „Rußland sammelt sich!“ . . .

Die Frage der Donaufürstentümer war aufgerollt und nicht erledigt. Vor allem das rumänische Volk, das in der Moldau und Walachei saß, drängte nach einer Entscheidung. Es fühlte sich als europäische Brücke Rußlands zur Türkei und infolge der beständigen Reibungen zwischen diesen beiden Mächten wurde es für Europa von allgemeiner, für Österreich von besonderer Wichtigkeit.

Die Rumänen, Nachkommen alter römischer Kolonisten und Legionäre, hatten mit allen ihren Nachbarn in nationaler Hinsicht keinen Zusammenhang. Als das einzige romanische Volk mitten unter slawischen, madjarischen und jüdischen Elementen eingekeilt, schloß es sich von vornherein ziemlich ab, ohne sich mit ihnen zu vermischen.

Die Moldau und Walachei zählte zur Zeit des Krimkriegs über 4 Millionen Rumänen, außerdem befanden sich 1 200 000 Volksgenossen im ungarischen Banat und in den angrenzenden Gebieten, 800 000 in Siebenbürgen, 800 000 in Bessarabien und 300 000 in der Bukowina.

Digitized by Google

Treffend schrieb ein neuerer Geschichtschreiber: „Weder die Goten, noch die Gepiden, noch die Hunnen hatten Einfluß auf sie. Die Walachen verstümmelten ihren Neugeborenen nicht das Gesicht, um sie, wie dies die Hunnen taten, mit dem Eisen früher als mit der Muttermilch bekanntzumachen, sie spannten die Bauern nicht am Pfluge an wie die Awaren, sie schnitten den Sklaven nicht den Daumen ab wie die Skythen. Die Rumänen wollten niemals Frauen aus einer andern Nation heiraten. Sie verabscheuten solche Verbindungen und diese Abneigung besteht heute noch. Ein moldauischer oder walachischer Bauer wird sich nie mit einer Ungarin, Polin oder irgend einer andern Fremden verheiraten wollen. Er folgt gewissenhaft dem Sprichwort: „Wenn du eine Frau nimmst, so mußt du ihren Ursprung und ihren Stamm kennen."

Dieses Volk der Rumänen, das die längste Zeit unter türkischem und manchmal auch russischem Einfluß gestanden war, verlangte endlich frei zu werden, und es wurde frei.

Digitized by Google

12. Kapitel.

Rumänien, Montenegro und Serbien.

Die Lage in den Donaufürstentümern beunruhigte die einsichtigen Köpfe in Konstantinopel sehr. Das napoleonische Reich bestärkte die Ansprüche der Rumänen. Und in Fürst Gregor Ghika erstand der nationalen Einheitsbewegung daselbst der richtige heimische Führer. Wohin diese zielte und wie folgenschwer sie für die ganze Zukunft des Balkans werden mußte, setzte Fuad Pascha, der im denkwürdigen Jahr 1814 geborene berühmte türkische Staatsmann und Philolog, der große Reformator, den Franzosen in einigen wenigen charakteristischen Sätzen ahnungsvoll auseinander:

„Wir kennen unsere Lage, wir werden einem allgemeinen Zwange weichen, aber man wird uns durch Beweisgründe nicht überzeugen. Die Vereinigung der Fürstentümer bedeutet die Berufung eines fremden Fürsten, die Erblichkeit, und zuletzt ist dies nach einem Jahre, wenn nicht sofort, die Unabhängigkeit. Was in Bukarest geschieht, muß sich dann auch in Belgrad vollziehen; wir wären im Herzen des Kaiserreiches bedroht, und die Auflösung der Türkei würde am Morgen des Tages beginnen, an dem ihr sie beschworen und an dem ihr unsern Dank verdient habt."

Anderseits tat ein walachischer Fürst, der weder die Einheitsbestrebungen unterstützte, noch die türkische Oberhoheit respektierte, den bezeichnenden Ausspruch: „Man täusche sich nicht. Jeder Schlag, geführt, um die Kette fester zu schmieden, welche diese unglücklichen Länder an die Türkei fesselt, wird nur zur Folge haben, diese in die Arme Rußlands zu werfen."

Aber der Zug der Zeit hielt nicht inne. Die verbannten rumänischen Nationalisten des Jahres 1848 kehrten in ihre Heimat zurück und schürten die allenthalben aufs neue entflammende Bewegung. Die Pforte ernannte inzwischen, von dem reichen Großgrundbesitzer Theodor Balsch bestochen, diesen

Digitized by Google

zum Kaimakan der Moldau und den auf Veranlassung Rußlands 1842 abgesetzten Hospodar Alexander Ghika zum Kaimakan der Walachei.

Im Frühjahr 1857 zog die österreichische und türkische Besatzung ab und eine europäische Kommission trat in Angelegenheit der beiden Fürstentümer zusammen.

Die Pforte verwarf in einem besonderen Rundschreiben an die Mächte die Einheitsbestrebungen der Rumänen. Frankreich erwiderte dagegen mit einem über zwanzig Jahre alten Konsularbericht, demzufolge die Unionsidee nicht neu war, ja selbst von Rußland schon unterstützt wurde. Aber die Türken ließen sich nicht einschüchtern. Vergeblich unternahmen Preußen, Frankreich, Rußland, Sardinien weitere Schritte zugunsten des einigen Rumäniens.

Der Kaimakan Balsch bewährte sich nicht. Seine Mißwirtschaft hätte zu seinem Sturz geführt, wenn er nicht plötzlich rechtzeitig genug gestorben wäre. Auf Grund französischer Protektion wurde Nikolaus Vogorides sein Nachfolger, ein überaus einflußreicher Mann. Sein Streben ging dahin, die öffentliche Meinung der Moldau irrezuleiten. Ursprünglich Unionist, fiel er natürlich sehr bald, nachdem er dies Ziel seines persönlichen Ehrgeizes erreicht hatte, vom Programm seiner Landsleute und der französischen Regierung ab.

In der Folge kam es zu gefälschten Wahlen, die er ganz in seinem und im türkischen Interesse durchführen ließ. Darnach sprach sich die Mehrheit der Moldau antiunionistisch aus. Aber der ganze Wahlakt war ebensolch ein Schwindel wie die Anlage der Wahllisten selbst. Die Empörung der rumänischen Nationalpartei steigerte sich.

Der Kampf um die Zukunft Rumäniens bildete, wie dies Felix Bamberg in seiner grundlegenden „Geschichte der orientalischen Angelegenheit im Zeitraum des Pariser und des Berliner Friedens“ (Berlin, G. Grote 1892) ausgezeichnet zur Darstellung bringt, eine europäische Frage ersten Ranges.

Die Gesandten Frankreichs, Preußens, Rußlands und Sardiniens beantragten, angesichts der stattgehabten Fälschungen die sofortige Nichtigkeitserklärung der Wahlen und drohten mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Einem Mitglied des Nationalkomitees in Jassy gelang es, den geheimen Briefwechsel zwischen dem moldauischen Vasallenfürsten Vogorides, seinen Verwandten und den österreichischen, englischen und türkischen Agenten aufzufangen. Aus diesem ging hervor, daß alle im Land verübten Gewalttätigkeiten im Einverständnis mit der Pforte erfolgt waren.

Digitized by Google

Nun konnten Österreich und England nicht anders, als auch von ihrer Seite die Ausschreibung neuer Wahlen zu fordern. Jetzt erst gab die also isolierte türkische Regierung klein bei. Die neuen Wahlen zeigten einen entschieden unionistischen Charakter, ebenso in der Walachei.

Am 22. Mai 1858 tagten die Pariser Konferenzen zum erstenmal. Einige Monate später einigten sich die Diplomaten über die Organisation der Donaufürstentümer. Diese sollten in Hinkunft zwar zwei Regenten, aber zugleich eine beiden Ländern gemeinsame Kommission haben. Doch blieben die derart „Vereinigten Fürstentümer Moldau und Walachei" nach wie vor unter der Oberhoheit des Sultans.

Befriedigend konnte diese Lösung nicht sein, und dauerhaft gleichfalls nicht. Aber man hatte vorerst einen Ausweg gefunden.

Während nun Türken und Bojaren die Wahl in Bukarest beschleunigen wollten, um die Wähler in Jassy zu beeinflussen, kamen ihnen die Moldauer Patrioten zuvor und wählten den Obersten Alexander Cuza zum Fürsten der Moldau, worauf dieser auch in der Walachei als Oberhaupt anerkannt wurde.

Der neue Mann, der, 1820 geboren, einer unbedeutenden Bojarenfamilie entstammte, hatte von der Mutter her Griechenblut in seinen Adern und eine ziemlich abenteuerliche Vergangenheit hinter sich. Als Alexander Joan I. bestieg er nun die vereinigten Throne der beiden Donaufürstentümer, im geheimen Bunde mit Napoleon III.

Gleich nach seinem Regierungsantritt hatte er unter den Widersprüchen der merkwürdig zusammengeflickten Verfassung viel zu leiden. Und auch die Bojaren, die ehr- und eifersüchtigen Großgrundbesitzer des Landes, traten gegen ihn auf.

1860 begab sich Cuza nach Konstantinopel, um dort die vollständige Vereinigung seiner zwei Fürstentümer durchzusetzen. Die Pforte stimmte endlich zu. Bereits 1862 konnte er die erste gemeinsame Volksvertretung der Moldau und Walachei durch eine feierliche Thronrede eröffnen.

Sofort setzte auch eine Umgestaltung der inneren Verhältnisse ein. Die reichen Klostergüter der orientalisch-orthodoxen Landeskirche wurden verstaatlicht. Dadurch verloren die Popen und die hinter diesen stehenden Russen sehr an Einfluß. Schließlich plante Cuza einen Staatsstreich großen Stils und traf trotz aller Proteste der Türkei alle hiezu nötigen Vorkehrungen.

Der vom Volk gutgeheißene Staatsstreich bestand darin, daß er den vereinigten Fürstentümern eine größere Freiheit der Entwicklung sicherte, Rumänien seine volle innere Selbstständigkeit oder Autonomie schenkte.

Digitized by Google

Doch Cuza war nicht der Mann, seinem Volk einen wahrhaften Aufschwung zu gewähren. Sein Hofstaat und seine Berater bildeten eine in jeder Hinsicht gemischte Gesellschaft. Ein Oberkellner aus Ostende war Generaldirektor des Post- und Telegraphenwesens und der nach dem Fürsten einflußreichste Gewalthaber im Lande. Vier Mätressen stritten eines Tags im Salon der Fürstin um die Ehre, wer von ihnen ihrem Gemahl am meisten ergeben sei.

Cuza war nach der Charakteristik eines Zeitgenossen gegen jedermann freundlich, konnte sich aber nie ironischer Bemerkungen enthalten; er haßte die Etikette und scheute die ehrlichen, charaktervollen Physiognomien; er ergötzte sich an groben Späßen und an fein gespielten Kabalen und Ränken; er verachtete Kleriker und Gelehrte, aber hörte es gern, wenn man ihn Préfet de la France nannte; sein liebster Umgang waren leichtsinnige Kumpane und Damen der Halbwelt; politisch gehörte er zu den blindesten Parteigängern Napoleons III.; die Willkür- und Günstlingsherrschaft kannte keine Grenzen.

Im Frühjahr 1865 machte sich eine Bewegung zu seinem Sturz bemerkbar. Vergebens suchte er sie einzudämmen. Eine große Militärverschwörung setzte seiner Regentschaft das Ziel.

Die Patrioten beschlossen, statt sich auf einen blutigen Kampf einzulassen, Cuza einfach gefangen zu nehmen. In einer Februarnacht des Jahres 1866 klopften mehrere Offiziere an das Schlafzimmer des Fürsten. Man fand Maria Obrenowitsch, eine von den vier wegen ihrer Schönheit berühmten Töchtern Costino Catargis, die den serbischen Obersten Obrenowitsch geheiratet hatte und die Mutter des späteren Serbenkönigs Milan war, im Bette Cuzas. Einer der Verschwörer hielt ein Leintuch vor, damit sie sich hinter diesem ankleiden könne. Zugleich unterzeichnete der Fürst auf dem Rücken eines der Offiziere die ihm vorgelegte Abdankungsurkunde. Hierauf wurde er an die siebenbürgische Grenze gebracht. Der erste Regent der vereinigten Moldau und Walachei fand so ein unrühmliches Ende seiner Herrscherlaufbahn.

Sofort nach der Entthronung des Fürsten wählten beide Kammern in gemeinsamer Sitzung den Grafen Philipp von Flandern einstimmig zu ihrem neuen Landesherrn. Bis zu seiner Erklärung führte eine provisorische Regierung die Geschäfte.

Der Erwählte, der Bruder des Belgierkönigs Leopold II., lehnte jedoch dankend ab, worauf der katholische Prinz Karl von Hohenzollern an seine Stelle trat. König Wilhelm I. von Preußen verhielt sich unentschieden, so daß Prinz Karl, ohne dessen Zustimmung abzuwarten, nach einer abenteuer-

Digitized by Google

lichen Reise den ohnmächtigen Diplomaten des Auslands zum Trotz die Zügel der rumänischen Regierung auf eigenen Antrieb aus eigener Machtvollkommenheit ergreifen mußte. Schließlich erkannten ihn alle Staaten Europas als Fürsten der vereinigten Moldau und Walachei an, auch die Pforte ....

In dieser Zeit regierte Sultan Abdul Asis (1861—1876) das Osmanische Reich. Unter diesem Sybariten feierte die Korruption neue schlimme Orgien. Sein Haren bestand aus 900 Weibern. Die Geldnot des Staates nahm furchtbare Dimensionen an. Luxus, Fraß und Völlerei hielten ihr die Wage. Alle Lüste der Welt herrschten in den Palästen der Großen und Reichen zu Konstantinopel schlimmer den ehemals zuvor.

Den Niedergang der Pforte benutzten die Montenegriner und Serben zu neuen Unternehmungen im Interesse ihrer nationalen Freiheit und Größe.

In Montenegro hatte das bis dahin geistliche Oberhaupt der dortigen christlichen Stämme, Danilo I., aus Liebe zu einer slawischen Schönheit auf seine orientalische Bischofswürde verzichtet und die Regierung des kleinen türkischen Vasallenstaates verweltlicht. Allein schon 1860 fiel er Mörderhänden zum Opfer. Sein in Paris erzogener Neffe Nikolaus I. wurde sein Nachfolger.

Beide förderten die Aufstandsbewegung in der benachbarten Herzegowina energisch. In dieser türkischen Provinz wohnten viele Glaubens- und Stammesbrüder der Montenegriner und strebten die „Befreiung" vom „türkischen Joche" an.

Nach verschiedenen Kämpfen und Metzeleien, in denen der Fanatismus der streitenden Parteien gräßliche Blutbäder und Grausamkeiten anrichtete, einigten sich die Mächte mit der Pforte auf die Erhaltung des bisherigen Zustandes, d. h. Montenegro gab gebändigt klein bei.

Montenegro lag bezwungen auf dem Boden. Die Herzegowina blieb auch weiterhin „unerlöst". Rußland aber, der „Protektor der Balkanslawen", grollte und drohte auch in der Zukunft. So ließen sich die Dinge recht böse an. Ein eigentlicher Friede kam nicht zustande.

Auch in Serbien gärte es nach wie vor. Das vom alten Fürsten Milosch beantragte und von der Skupschtina beschlossene Erbfolgegesetz wurde von der Pforte nicht genehmigt. Beständige Reibereien zwischen Serben und Türken verursachten sozusagen einen ewigen Kriegszustand. Frankreich und Italien sympathisierten mit dem jungen aufstrebenden Lande. Und hüben wie drüben wartete man nur auf den Augenblick, daß der glimmende Funke ins offene

Digitized by Google

Pulverfaß fliege. Da schien ein tragisches Ereignis der ganzen Lage eine neue Wendung zu geben.

Bamberg berichtet darüber also: Am 16. Juni 1868 ging Fürst Michael von Serbien, dem die Gerüchte von einer gegen ihn gerichteten Verschwörung verheimlicht worden waren, mit zwei ihm verwandten Damen im Belgrader Tiergarten von Topschider spazieren. Ein Sohn des kurz vorher entlassenen Ministers Garaschanin, Swetozor, folgte. Vier Männer vertraten auf einmal dem Fürsten den Weg, grüßten ihn und feuerten kurz darauf Pistolenschüsse ab, die ihn und eine seiner Begleiterinnen töteten, während die andere mit zwei Verwundungen davonkam. Swetozor Garaschanin suchte die Leiche des Fürsten zu schützen, konnte aber deren grauenhafte Verstümmelung nicht verhüten. Die Ehe des ermordeten Fürsten war kinderlos geblieben. So mußte die sogleich eingesetzte provisorische Regierung den letzten Sprossen der Familie Obrenowitsch, den jungen, zur Zeit in Paris studierenden Milan zum Fürsten von Serbien ausrufen.

Mit Michael ging einer der Träumer des großserbischen Staates zugrunde. Der in Ungarn lebende Alexander Karageorgewitsch, der Thronprätendent des Rivalengeschlechts, wurde als Anstifter des Mordes angeklagt und zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt, jedoch von den Ungarn nicht ausgeliefert. Die Mörder selbst wurden hingerichtet. 1904 sollte der Sohn des Mordanstifters als Peter I. den blutbefleckten serbischen Thron besteigen, den in der Zwischenzeit neue Verbrechen entweihten.

Der Oberherr in Konstantinopel konnte mit dieser Selbstzerfleischung des unruhigsten Vasallenstaates vorerst zufrieden sein. Die Mißwirtschaft im Belgrader Konak (Residenz) stand derjenigen im Serail sicherlich nicht nach.

Digitized by Google

13. Kapitel.

Der Aufstand in Kreta. Der Suezkanal. Die türkische Verfassung.

Auf der zwischen Griechenland und Kleinasien liegenden Insel Kreta mit ihren 200 000 meist griechischen Christen, die den Sultan nur widerwillig als ihren Herrn anerkannten, rumorte es schon lange. 1858 konnte ihr Aufstand nur mit schwerer Mühe unterdrückt werden. Und nachdem 1864 die Jonischen Inseln dem Königreich Griechenland einverleibt worden waren, kam es 1866 neuerlich zu einer Empörung.

Zunächst reichten die Kretenser eine Beschwerdeschrift über die ihnen zuteil werdende Behandlung an den Sultan ein. Aber die Pforte nahm hievon kaum Notiz. Daher erklärten die christlichen Inselbewohner — die 30 000 Mohammedaner neben ihnen kamen nicht in Betracht — den europäischen Mächten ihren Willen, mit Griechenland vereinigt zu werden.

Mit den Waffen in der Hand erzielten sie sofort schöne Erfolge. Beim Kloster Arkadion kam es zu einem erbitterten Kampfe. Als nun die Türken nach langem Widerstande der befestigten Stellung Herr wurden, sprengte Abt Gabriel, sich selbst begrabend, das Kloster in die Luft.

In Europa, vor allem in Rußland wuchs das Interesse an der „kretischen Frage" von Stunde zu Stunde. Die Mächte beriefen sich auf ein diplomatisches Übereinkommen vom Jahr 1830, das der Insel gewisse Privilegien gewährleistet hatte, und forderten deren Einhaltung von den Türken. Rußland ging noch weiter, es drang darauf, daß Kreta vom Osmanischen Reich losgelöst und mit Griechenland vereinigt würde. Großbritannien machte einen Gegenvorschlag. Aber weder die einen, noch die andern richteten etwas aus. Die Pforte blieb hartnäckig.

Die provisorische Regierung auf Kreta, die im Namen des Königs Georg I. von Griechenland Hoheitsrechte beanspruchte, fand in Konstantinopel

Digitized by Google

keine Anerkennung. Frankreich schlug daher die Einführung eines kretischen Parlaments vor. Aber auch davon wollte die Pforte nichts wissen.

Omer Pascha wurde beauftragt, die Revolution zu unterdrücken, hatte Mißerfolge und mußte sich gefallen lassen, zur Verantwortung gezogen zu werden. Die diplomatischen Vertreter Rußlands und Frankreichs auf Kreta erhoben gegen die unter ihm begangenen Grausamkeiten Einspruch und beantragten die Entsendung von Schiffen für die wehrlosen Bewohner.

Hierauf begab sich Fuad Pascha in Person zum Zaren Alexander II., der sich damals in Livadia aufhielt, bekam jedoch nur Vorwürfe und eine sehr bedrohende Sprache zu hören.

Jetzt ging der Großwesir Ali Pascha nach Kreta und versuchte daselbst eine neue Verfassung einzuführen. Omer Pascha trat unter Vorwürfen gegen seine Generale zurück und wurde durch Hussein Awni Pascha ersetzt. Dieser setzte die begonnenen Kämpfe fort, ohne jedoch den Aufstand endgültig brechen zu können. Rußland fischte im trüben weiter. Auch Griechenland trat nunmehr offen auf Seite der Rebellen.

Infolgedessen sah sich die Pforte veranlaßt, in Athen das Ultimatum zu stellen. Da griff Preußen ein und bemühte sich um das Zustandekommen einer neuen Pariser Konferenz. Diese erklärte sich gegen Griechenland, wo indessen der kluge Zaimis die Ministerpräsidentschaft führte. Er nahm den die Streitigkeiten beendenden Beschluß der Pariser Konferenz 1869 an, nachdem das entscheidende Aktenstück erklärte, die Zukunft Griechenlands sei hiedurch nicht gebunden, sein Streben nicht erstickt.

Die amtlichen Kreise des Russischen Reiches hörten nicht auf durch ihre Sendlinge verhetzend zu wirken. Im Einvernehmen mit der Pforte versuchten sie zunächst einen Bevölkerungsaustausch von Bulgaren nach der Krim und von Tataren nach der Türkei. Aber er mißlang. Das Elend nahm noch zu, als 70 000 der von den Russen besiegten Zirkassier nach Bulgarien verpflanzt wurden, um dort ein Gegengewicht gegen die überwiegend christliche Bevölkerung anzubahnen.

Weitere Wirren entstanden, als die verschiedenen christlichen Sekten im Osmanischen Reich sich gegenseitig zu zerfleischen begannen. Die Verwaltung des ökumenischen Patriarchats in Konstantinopel geriet infolgedessen in eine schlimme Lage.

Umgekehrt schienen jetzt die Türken Vernunft annehmen zu wollen. Die Finanzen und Eisenbahnen wurden eifrig gepflegt. Der Bau einer Verbin-

Digitized by Google

dung von Rustschuk nach Varna kam 1866 zustande. Zudem schuf man zwischen Trapezunt und Erzerum eine neue wichtige Heerstraße. Die Steuern für kirchliche Besitzungen (Güter der Moscheen) erfuhren eine wesentliche Erhöhung. Und die Ausländer bekamen das Recht, Güter zu besitzen. Die Errichtung eines Staatsrates, in dem neben Mohammedanern auch Christen vertreten waren, wurde zur Tatsache. Der Sultan erklärte, daß für ihn als Oberhaupt des Staates zwischen den Angehörigen desselben kein Unterschied bestehe. Jetzt durften Christen selbst Wesire werden. 1870 endlich gelangte das Dezimalsystem zur Einführung. So fiel Schranke um Schranke, die das Osmanische Reich von Europa und der christlichen Kulturwelt trennte.

Aber es galt noch viel bodenlosen alten Schutt wegzuräumen, bis das große Reformwerk vollendet war. Anderseits hemmten es die unaufhörlichen inneren Werke und der eiserne Druck mancher Äußerlichkeiten.

„Kennen Sie die Kapitulationen?", fragte Fuad Pascha einen einflußreichen Franzosen. „Es ist dies ein System von diplomatischen Einrichtungen und Verordnungen, das den Zweck und das Ergebnis hat, die Türkei des Rechtes zu berauben, in ihrem eigenen Lande die Justiz auszuüben. Dieses Recht, das dem schwächsten europäischen Staate, dem am schlechtesten verwalteten eigen ist und die Grundlagen internationaler Beziehungen bildet, wir besitzen es nicht. Jetzt will man uns mit einer kaiserlich türkischen Bank ausstatten, die der Bank von Frankreich ähnlich ist, mit französischen Schulen, französischen Professoren, französischen Lyzeen. Wir wissen nicht, was wir mit all diesen Ausstattungen beginnen sollen. Die ernsteste Frage aber besteht in dem neuen Gesetz, das man von uns verlangt, um das Grundeigentum dem Fremden zugänglich zu machen. Man verlangt von uns ein liberaleres Gesetz als das englische, denn nach diesem kann der Fremde nur dann Grundbesitzer werden, wenn er in England geboren ist. Man verlangt von uns ferner, das französische Hypothekenwesen einzuführen und die auf das Grundeigentum bezüglichen Prozesse zwischen den Europäern und den Türken nach den sog. Kapitulationen entscheiden zu lassen. Sehen Sie nicht, daß jede dieser Maßregeln einen Fetzen der Türkei losreißt? Unsere Nationalen sind in einer bedrängten Lage, sie sind unvorsichtig, sie werden zu wucherischen Zinsen auf Hypotheken borgen, und in kurzem wird das europäische Geld den Boden des Vaterlandes bis unter ihren Füßen erobert haben . . ."

Wir wissen, daß es erst bei Ausbruch des Weltkriegs 1914 den Türken gelang, sich vom Joch der „Kapitulationen" zu befreien und die letzten Reste fremder Gerichtsbarkeit im Osmanischen Reich zu tilgen. Spät genug sah man in Konstantinopel, wohin man mit den französischen Exerzitienmeistern ge-

Digitized by Google

kommen war, spät genug sah man ein, was man den Deutschen dankte, denen man sich dann allerdings um so begeisterter anschloß.

Fuad Pascha freilich sah den Übeln seiner Zeit bis auf den Grund: „Ich kenne die Türkei besser als irgend jemand. Ich habe sie um- und umgekehrt und von allen Seiten betastet, und folgendes ist das Ergebnis meiner medizinischen Prüfung: Wir sind im Grund ein robuster und gutkonstruierter Körper, wir haben keine organische Krankheit, aber wir haben die Krätze und keinen Schwefel zu unserer Verfügung ... Das Ende der Türkei ist nicht so nahe, als man glaubt. Wir haben, um fortzubestehen, den besten Grund: wir sind notwendig."

Fuad Pascha starb 1869 in Nizza. Mit ihm trug man einen der größten Wortführer einer modernen Türkei zu Grabe.

Die Pariser Weltausstellung von 1867 stellte Frankreich auf einem Gipfel seiner Macht und seines Glanzes dar. Verschiedene Potentaten fanden sich bei Napoleon III. als Gäste ein. Und auch der Sultan Abdul Asis machte sich auf die Reise. In Koblenz kam er mit der preußischen Herrscherfamilie zusammen. Hier wie auch sonst zeigte sich die unbegrenzte Unwissenheit des Padischahs in krassestem Licht. So fragte er — dies berichtet Bamberg in seiner Geschichte der orientalischen Angelegenheit gleichfalls — auf der Rheinreise ausdrücklich, ob man dieses Wasser eigens für seine Lustpartie habe ausgraben lassen.

Abdul Asis hatte den Ägyptern und deren Dynastie gegenüber einen schweren Stand. Auch das Problem des Suezkanals, der eine Verbindung zwischen Mittelmeer und Rotem Meer herstellen sollte, von dem französischen Grafen Ferdinand Lesseps aufs tatkräftigste propagiert, machte ihm neue Sorgen.

Die Verbindung des Mittelmeers mit dem Roten Meer, meinte Lesseps in seiner Denkschrift von 1854, durch einen schiffbaren Kanal sei ein Unternehmen, dessen Nutzen die Aufmerksamkeit aller großen Männer erweckt habe, die über Ägypten geherrscht oder es betreten hätten: Sesostris, Alexander, Cäsar, Napoleon, Mehemed Ali. Ein durch den Nil mit beiden Meeren in Verbindung stehender Kanal bestand bereits im Altertum während einer ersten Periode, deren Dauer unter den alten Dynastien man nicht kennt, während einer zweiten Periode von über vierhundert Jahren seit den ersten Nachfolgern Alexanders und der römischen Eroberung und endlich während einer dritten Periode von über hundert Jahren nach der arabischen Eroberung. Napoleon ließ, als er in Ägypten ankam, die Frage des Durchstichs durch Ingenieure untersuchen und diese sprachen sich in günstigem Sinn

Digitized by Google

aus. Jetzt sei die Zeit gekommen, um an die Ausführung zu schreiten. Die Mächte Europas seien nur deswegen für das Verbleiben Konstantinopels im Besitze des Sultans eingetreten, weil der Durchgang vom Mittelländischen nach dem Schwarzen Meer von so großer Bedeutung sei, daß die Großmacht, die seiner Herr würde, alle andern beherrsche. Wenn man nun an einer anderen Stelle des Osmanischen Reiches einen noch wichtigeren Durchgang herstelle und an der Landenge von Suez eine Welthandelsstraße anlege, so würde man im Orient eine doppelt unerschütterliche Situation schaffen.

Noch bedeutsamer und verblüffender wirkten verschiedene Zahlenangaben der Lesseps'schen Denkschrift: Von Bombay bis Konstantinopel beträgt die Fahrt durch den Atlantischen Ozean 6100 Meilen, durch den geplanten Suezkanal bloß 1800. Von Triest nach Bombay würde man in Zukunft nur 2340 Seemeilen brauchen statt bisher 5980, von Neuyork 3761 statt 6200 usw. Wieviel Zeit- und Gelderspannis, welch gewaltige Umwälzungen des gesamten Handels und Verkehrs mußte der Suezkanal zur Folge haben!

Natürlich sank damit die Bedeutung Konstantinopels. Und der Sultan sah daher mit mehr als gemischten Gefühlen dem Lauf der Dinge zu, den zu ändern er nicht in der Lage war. Denn die Ägypter traten begeistert für Lesseps ein, der zudem als weitläufiger Verwandter der Kaiserin Eugenie von Frankreich auch in Europa große Protektion besaß.

Nach Überwindung zahlloser innerer und äußerer Schwierigkeiten gelang es dem kühnen Bahnbrecher endlich im Herbst 1869 den 160 Kilometer langen, 58 bis 100 Meter breiten und acht Meter tiefen Kanal vollendet zu sehen. Am 17. November fand die feierliche Einweihung statt, zu der über 6000 Gäste aus aller Herren Ländern zusammenströmten: Kaiser Franz Joseph, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Kaiserin Eugenie, Admiral Tegethoff, die Staatsmänner Beust, Andrassy, Prokesch-Osten, General Ignatiew usw.

Der damals regierende Khedive von Ägypten, Ismail Pascha, hatte vom Sultan durch Bestechungen und Geldopfer aller Art, mit denen er den Würdenträgern in Konstantinopel gegenüber nicht kargte, die unmittelbare Erbfolge seines Hauses zugesichert und bestätigt erhalten. Sogar eine Verfassung in Ägypten kam zustande.

Rußland besaß zur Zeit in dem General Ignatiew einen politisch äußerst gewandten und rücksichtslosen Vertreter seiner Politik auf dem Balkan. Ignatiew erledigte einen ganzen Rattenkönig geheimer Aktenstücke, entwarf eine Intrige nach der andern, schürte stets von neuem, um die Zersetzung des Osmanischen Reiches allenthalben zur Tat werden zu lassen. Zahlreiche Komitees und Agenturen, deren Präsidenten Botschafter und Konsuln waren,

Digitized by Google

arbeiteten im Dienste Rußlands. Und immer wieder bildete das Geld den Nerv aller Dinge, die Bestechung den Quell zahlloser wichtiger Ereignisse.

Im Serail des Sultans wechselten Wesire und Minister wie die Dienstboten bei einer nervösen Hausfrau. Eine der schlimmsten Folgen der trostlosen Wirtschaft war jedoch zweifellos der türkische Staatsbankerott von 1875.

Inmitten dieser Katastrophe bot Abdul Asis der Charakteristik Bambergs zufolge das widerlichste Schauspiel von Verschwendungs-, Bereicherungs- und roher Zerstreuungssucht, gepaart mit Verfolgungswahnsinn dar. Die Palastbauten, Panzerschiffe, Armstrong- und Kruppkanonen unter seiner Regierung hatten ungeheure Summen verschlungen, trotzdem träumte er noch von dem Bau einer Riesenmoschee, die ihresgleichen nicht haben sollte, hielt sich ein aus mehr als hundert Damen zusammengesetztes Orchester, ein Theater zu fast ausschließlicher Aufführung von Balletts und eine Menagerie von wilden Tieren. Ein Hofastrolog oder Sterndeuter und Hahnenkämpfe, bei denen er den krausen Einfall hatte, den siegenden Hahn mit eigenen und fremden Orden zu schmücken, vervollständigten dieses selbst für eine in Fäulnis übergegangene Welt empörende Schauspiel. Während nämlich die niederen Beamten — für die höheren wußte man stets zu sorgen — monatelang hindurch keinen Gehalt erhielten, somit desto mehr auf Betrug angewiesen waren, und die gegen Aufstände kämpfenden Truppen unter Hunger und Durst, schweren Krankheiten und aller Beschreibung spottenden Quartieren zu leiden hatten, ließ Abdul Asis einen Teil der Staatseinnahmen direkt in die Residenz befördern, wo sie seiner Sinnenlust und seinem Schatz zugute kamen.

Unter diesen Umständen konnten seine mehrfach von Reformen und Ersparnissen handelnden Reden und Erlasse nur einen geringen Eindruck hervorbringen und ihm keinesfalls an gutem Beispiel erzogene Organe zu deren Ausführung verschaffen. Vor und nach dem Staatsbankerott fehlte es, schon der Selbsterhaltung wegen, keineswegs an Versuchen, Ordnung in das zerrüttete Staatswesen zu bringen; aber gleichzeitig traten, wie wir gesehen haben, längst drohende Aufstände als neue Faktoren des Verfalles auf.

In der Herzegowina und Bosnien machte sich der Geist der Empörung abermals bemerkbar. Verschiedene Konsuln der europäischen Mächte wurden in Begleitung eines türkischen Kommissärs nach dem Schauplatz der Ereignisse entsandt. Aber die Unterhandlungen mit den Hauptführern der Rebellen verliefen erfolglos. Der österreichisch-ungarische Minister des Äußern Andrassy ließ endlich eine Note ausarbeiten, der sich im wesentlichen, wenn auch etwas zaghaft und rein theoretisch, die Vertreter der übrigen Mächte anschlossen.

Digitized by Google

Diese Note enthielt folgende Forderungen: Die volle und unverkürzte Religionsfreiheit im Osmanischen Reich; die Abschaffung der Steuerverpachtung; ein Gesetz, das verbürgt, daß der Ertrag der direkten Steuern von Bosnien und der Herzegowina der Provinz selbst verwendet werde; die Einsetzung eines besonderen Ausschusses, der in gleicher Anzahl aus Muselmanen und Christen besteht, um die Ausführung der von den Mächten vorgeschlagenen und letzthin vom Sultan verkündigten Reform zu überwachen; endlich die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Landbevölkerung.

Fast gleichzeitig wurde vom Schicksal eine neue, die bulgarische Frage entrollt. In Bulgarien selbst brachen gefährliche Unruhen aus. Hier wie in den andern christlichen Provinzen kam es zu leidenschaftlichen Ausbrüchen des Hasses infolge des fortgesetzten Steuerdrucks.

Am Ende stellte sich heraus, daß sämtliche Zugeständnisse der Pforte papierene Aktenstücke bleiben sollten. Und der österreichische Statthalter von Dalmatien sah sich im Interesse der Ruhe unter der heimischen serbischen und kroatischen Bevölkerung veranlaßt, mit den Aufständischen in Bosnien und der Herzegowina in Unterhandlungen zu treten. Immer fester verwickelte sich dortselbst der gordische Knoten, der schließlich zur Okkupation der beiden Länder durch Österreich-Ungarn führte.

Serbien und Montenegro nahmen beständig eine drohende Haltung ein. Auf dem Balkan herrschte eine derartige Gewitterschwüle, daß man den Ausbruch eines wirklichen Krieges täglich befürchten mußte.

Da wurden eines Tags der deutsche und der französische Konsul in Saloniki ermordet. Der Studentenschaft in Konstantinopel bemächtigte sich fast gleichzeitig eine furchtbare Erregung. Midhat Pascha, ein durchaus reformfreundlicher und slawenfeindlicher Politiker, zettelte eine Verschwörung an, der Abdul Asis zum Opfer fiel. Er fand ein gewaltsames Ende. Wahrscheinlich endete er nicht als Selbstmörder, wie man der Öffentlichkeit glauben machen wollte, sondern durch gedungene Mörder.

Der neue Sultan, Abdul Asis' Neffe, hieß Murad V. Er galt als aufgeklärter, liebenswürdiger und gerechter Monarch. Ja, die internationale Großpresse betrachtete ihn als Gesinnungsgenossen, da er sich in den Freimaurerorden hatte einschreiben lassen.

Aber auch sein Thron geriet bald ins Wanken. Verbrechen können nicht die Grundlagen einer neuen Ordnung bilden. Ein blutiger Gewaltstreich folgte dem andern.

Digitized by Google

Währenddem nahmen die revolutionären Ereignisse in Bulgarien den üblichen Verlauf. Serbien und Montenegro beschlossen einzugreifen und Beute zu machen. Der russische General Tschernajew trat an die Spitze der serbischen Armee. In Rußland selbst organisierte man eine große Bewegung zugunsten der empörten türkischen Provinzen.

Im Sommer 1876 begann der serbisch-montenegrinisch-türkische Krieg, in dem Montenegro besser abschnitt als Serbien, das mehrfach geschlagen wurde.

In Konstantinopel ging alles drunter und drüber. Murad V. mußte dem Thron entsagen und Abdul Hamid II. Platz machen. Die Serben benutzten die günstige Gelegenheit und riefen den Fürsten Milan zu ihrem König aus. In einem Atem aber baten sie Rußland um Hilfe. Und der Zar gab dazu, innerlich längst vorbereitet, seine Zustimmung.

Das russische Ultimatum wurde jedoch hinfällig, da die Pforte einen zweimonatigen Waffenstillstand bewilligte. Inzwischen arbeiteten die Diplomaten.

Größtes Aufsehen erregte gleichwohl die kriegerische Ansprache des Zaren Alexander II. in Moskau, die nichts Gutes ahnen ließ. Tatsächlich wurden bald darauf sechs russische Armeekorps mobil gemacht. Die Konferenzen in Konstantinopel führten zu keinem Ergebnis. Die unmöglichen Friedensbedingungen brachten alles zum Scheitern.

In diesem Augenblick übernahm Midhat Pascha das Großwesirat. Eine türkische Verfassung wurde erlassen. Die ganze Welt erstaunte. Die Pforte zeigte ein neues Gesicht.

Dem offiziellen Text nach bestand diese Verfassung aus zwölf Titeln, deren Hauptinhalt im folgenden wiedergegeben sei:

Das Osmanische Reich ist unteilbar. Konstantinopel als Hauptstadt, die bis dahin eine besondere Verwaltung hatte und vom Militärdienst sowie von der Einkommensteuer befreit war, soll fortan keine Privilegien mehr besitzen. Der älteste Prinz des kaiserlichen Hauses ist Souverän und Kalif. Er ist unverantwortlich und seine Person ist geheiligt. Die Vorrechte und die Stellung des Sultans sind denen der Souveräne in den zivilisierten Staaten gleich. Alle Untertanen des Reiches heißen Osmanen und genießen ihre persönliche Freiheit. Der Islam gilt als Staatsreligion, aber der Staat beschützt die freie Ausübung der von der Pforte anerkannten Kulte. Die Presse ist in den Grenzen des Gesetzes frei. Petitionsfreiheit, Freiheit des Unterrichtes, Gleichheit aller Osmanen vor dem Gesetz werden ausdrücklich gewährleistet. Zum

Digitized by Google

Eintritt in den Staatsdienst ist die Kenntnis der türkischen Sprache nötig. Alle Osmanen können, je nach ihren Fähigkeiten, öffentliche Ämter bekleiden. Die Unverletzlichkeit des Eigentums und Hauses wird bestätigt. Die Beschlagnahme der Güter, der Frondienst und die Folter sind abgeschafft. Die Verantwortlichkeit der Minister, die nach bestimmten Formalitäten in den Anklagezustand versetzt werden können, ebenso das Recht, diese zu interpellieren, soll in Hinkunft Geltung haben. Die Beamten werden gegen Willkür geschützt. Die Kammern versammeln sich am ersten November eines jeden Jahrs und werden durch eine Thronrede des Sultans eröffnet.

Ferner: die Senatoren und Abgeordneten können wegen ihrer Meinungen und Abstimmungen nicht verfolgt werden. Gesetzesvorschläge seitens des Senates und der Kammer werden erst durch den Großwesir dem Sultan vorgelegt, worauf der Staatsrat beauftragt wird, den Gesetzentwurf vorzubereiten. Die vom Staatsrat ausgearbeiteten Gesetze kommen zuerst ins Abgeordnetenhaus, sowie in den Senat und treten erst dann in Kraft, wenn sie von beiden Kammern angenommen und vom Sultan bestätigt sind. Der Präsident und die Mitglieder des Senats werden vom Sultan auf Lebenszeit ernannt. Sie erhalten eine monatliche Vergütung von 10 000 Piastern. Auf je 50 000 männliche Untertanen kommt ein Abgeordneter. Die Deputierten dürfen nicht Beamte sein, doch ist die Stellung als Minister hievon ausgenommen. Die Abgeordneten werden auf vier Jahre gewählt, sind aber aufs neue wählbar. Jeder Abgeordnete vertritt die Gesamtheit der Osmanen und keinen besonderen Kreis. Die Wähler müssen ihre Abgeordneten unter den Einwohnern der Provinz wählen, zu der sie gehören. Die Abgeordneten erhalten eine Entschädigung von 20 000 Piastern für die ganze Sitzungsperiode. Der Präsident und der Vizepräsident des Abgeordnetenhauses werden vom Sultan nach einer in den Kammern eingebrachten Liste ernannt. Die Sitzungen des Abgeordnetenhauses sind öffentlich. Das Abgeordnetenhaus bestimmt den Staatsvoranschlag.

Endlich: die Richter sind unabsetzbar, die Gerichtsverhandlungen öffentlich. Die religiösen Angelegenheiten werden von eigenen Gerichtshöfen behandelt. Der Sultan ernennt Staats-Prokuratoren als Anwälte der Öffentlichkeit. Der Oberste Gerichtshof besteht aus dreißig Mitgliedern, von denen zehn Senatoren, zehn Staatsräte und zehn Kassations- und Appellationsgerichtsräte sind. Ihm liegt die Aburteilung der Minister, der Präsidenten, der Mitglieder des Kassationshofes und der des Hoch- oder Landesverrats Angeklagten ob. Ohne Gesetz erfolgt keine neue Steuererhebung. Der Staatshaushalt wird nur für ein Jahr festgestellt. Die Errichtung eines

Digitized by Google

Rechnungshofes, der aus zwölf unabsetzbaren Mitgliedern besteht, soll zur Ordnung der Finanzen beitragen. Die Verwaltung der Provinzen wird die Dezentralisierung zur Folge haben. Es gibt künftighin Provinzial-, Kreis- und Munizipal- oder Stadt-Räte. Die Regierung hat das Recht, bei besondern Gelegenheiten den Kriegszustand zu erklären, währenddem die Zivilgesetze aufgehoben erscheinen. Der Sultan hat das Ausweisungsrecht gegen verdächtige Personen. Der Elementarunterricht ist für alle Osmanen pflichtgemäß. Die Verfassung kann unter gewissen Bedingungen in einigen Stücken geändert werden. Die Auslegung der Gesetze gebührt dem Kassationshof für Strafsachen, dem Staatsrat für Verwaltungsangelegenheiten und dem Senat für Verfassungsbestimmungen.

So sollte sich aus dem alten absoluten Despotenstaat der Osmanen auf einmal eine moderne konstitutionelle Monarchie entwickeln. Aber diese Entwicklung kam zunächst gar nicht in Fluß. Die mitgeteilten Reformen wurden sehr bald wieder zurückgenommen.

Digitized by Google

14. Kapitel.

Das Zeitalter des Berliner Kongresses.

In Rumänien regierte Fürst Karl von Hohenzollern-Sigmaringen trotz den größten inneren und äußern Schwierigkeiten von allem Anfang mit glücklichster Hand. Der politischen Lage seiner Zeit Rechnung tragend suchte er sich die Zustimmung und Unterstützung Rußlands zu sichern, was ihm auch gelang.

Nach Abschluß eines Vertrages ging 1877, da die Ruhe in den Balkanstaaten immer noch nicht hergestellt war, ein russisches Armeekorps bei Galatz über die Donau und besetzte die Dobrudscha, die Landschaft zwischen unterer Donau und dem Schwarzen Meer mit dem Hafenplatz Konstanza als Hauptort. Die Dobrudscha, teils Steppe, teils Sumpf, teils fruchtbar, zählte neben Bulgaren, Türken, Armeniern und Tataren hauptsächlich Rumänen zu ihren Bewohnern. Schon einmal, 1854, war sie der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen Russen und Türken gewesen. Nun entbrannte neuerdings der Krieg in ihren Gefilden.

Das russische Hauptheer, in dessen Generalquartier der Zar Alexander II. verweilte, zwang verhältnismäßig rasch die Türken zum Rückzug und überschritt bei Sistowa die Donau. Ein fliegendes Korps unter dem tapferen General Gurko unternahm gleichzeitig einen Handstreich, indem es auf einem unbesetzten Nebenpaß den Balkan passierte und dann von Süden die auf dem militärisch unvergleichlich wichtigen Schipkapaß postierten feindlichen Kräfte angriff. Diese mußten hierauf wohl oder übel ihre bisherige feste Stellung räumen. Damit war ein Haupthindernis für den Fortschritt der russischen Offensive aus dem Wege geräumt.

Die unter der Führung des Großfürsten-Thronfolgers Alexander stehenden Armeekorps unternahmen indes einen glücklichen Schachzug, indem sie gegen Osten vorrückten und in monatelangen schweren Kämpfen an den

Digitized by Google

Flüssen Lom und Jantra den hierselbst befürchteten Durchbruch einer türkischen Hauptmacht verhinderten.

Weniger günstig für die Russen entwickelte sich das Ringen vor Plewna, südwestlich von Nikopoli, das von Osman Pascha mit Umsicht, Zähigkeit und Todesverachtung erfolgreich verteidigt wurde. Mehrmals sahen sich die Russen genötigt, zurückzuweichen und zuzusehen, wie der ruhmvolle Verteidiger die Befestigungen zum Schutze Plewnas immer mehr ausbaute. Es blieb ihnen schließlich nichts anderes übrig als Verstärkungen abzuwarten.

Die Zeit der russischen Passivität beuteten die Türken zweifellos aus. Suleiman Pascha stürmte mit überlegenen Kräften im August und September den Schipkapaß. Die gesamte am Lom operierende türkische Ostarmee unterstand seinen Befehlen, aber die Vertreibung der Russen vor Plewna gelang ihm nicht.

Noch einmal versuchten die Russen nach Zuziehung eigener und rumänischer Reserven Plewna im Sturmlauf zu nehmen. Aber mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, gaben sie am Ende solch menschenmordende, zeitraubende und kostspielige Generalangriffe auf und begnügten sich mit einer regelrechten Belagerung, von General Totleben in ihrem Vorhaben unterstützt.

Endlich, am 10. Dezember, fiel die Festung. Der russische Feldherr Skobeleff leitete den Generalsturm, während Osman Pascha mit seinen 44 000 Mann vergeblich einen Durchbruchsversuch ins Werk setzte. Plewnas Fall erregte die Aufmerksamkeit der ganzen Erde. Vor allem dem Mut und der Selbstverleugnung des Verteidigers versagte niemand bewundernde Anerkennung. Teilnahmsvoll wandte sich alles seinem Schicksal zu, der, wie Bamberg berichtet, von der russischen und rumänischen Artillerie beschossen, durch einen Granatsplitter sein Pferd verlor und selbst am linken Fuß verwundet wurde.

In einem kleinen Hause am rechten Ufer des Widflusses verband man dem angeschossenen Feldherrn sein Bein und jetzt erfuhr er auch, daß er sich bedingungslos zu ergeben habe. Osman Pascha sagte hierauf mit echt orientalischer Fassung zu seinem Arzte: „Die Tage vergehen, aber sie gleichen sich nicht," und reichte dem russischen General, der ihn zur Übergabe aufgefordert hatte, schweigend seinen ihm vom Sultan selbst geschenkten Ehrensäbel. Die Entwaffnung und Abführung der Gefangenen begann hierauf sofort.

Auf dem Wege von der Widbrücke nach der Stadt Plewna begegnete Fürst Karl von Rumänien dem Wagen, in dem Osman Pascha mit seinem

Digitized by Google

Ärzte saß. Es war ein ergreifender Augenblick, als der Fürst dem Manne, der monatelang zwei mächtige Armeen in Schach gehalten hatte, voll herzlichster Sympathie und Hochschätzung die Hand reichte. Dem Großfürsten Nikolaus, den Osman bei dieser Gelegenheit sah, soll er gestanden haben, daß er seit Monaten in Konstantinopel seinen Abzug von Plewna beantragt habe, daß seine Vorschläge aber an den Beschlüssen des obersten Kriegsrates gescheitert seien.

Beide Heerführer konnten ihm übrigens um so aufrichtiger ihre Anerkennung zuteil werden lassen, als Großfürst Nikolaus später erklärte, es hätte an einem Haar gelangen, daß der Durchbruchsversuch des Feindes geglückt wäre, und er sich hierbei auf das Zeugnis des Fürsten von Rumänien berief.

Doch selbst im Fall des Gelingens war die Armee Osmans Pascha verloren gewesen. Denn, wie er später eingestand, war ihm der Vorstoß Gurkos, der einer gänzlichen Umzingelung vorarbeitete, unbekannt, so daß der Großfürst nicht unrecht hatte, wenn er sagte, Osman wäre auf diese Weise von Charybdis nach Scylla gekommen, mit andern Worten, aus dem Regen in die Traufe.

Mit der Einnahme von Plewna wurden außer dem Marschall verschiedene hohe Generale gefangen. Doch fanden die Sieger im ganzen nur 77 Kanonen vor. Der Verlust der Russen war nicht unbedeutend. Sie hatten an einem Tag allein gegen 2000 Mann an Toten und Verwundeten eingebüßt. Die Rumänen dagegen schnitten verhältnismäßig besser ab.

Am 11. Dezember zogen der Zar von Rußland, der Großfürst-Thronfolger und der Fürst von Rumänien feierlich in Plewna ein. Osman Pascha wurde vom Zar seiner Tapferkeit wegen ausdrücklich belobt und bekam aus dessen Hand seinen Säbel zurück.

Der Krieg war in der Hauptsache beendigt. Die Rumänen kehrten in ihr Land zurück. Zar Alexander II. begab sich wieder nach Petersburg. Da warfen die Serben neuerdings dem Sultan ihren Fehdehandschuh hin. Und die russischen Heere rückten weiter vor bis dicht in die Nähe von Konstantinopel.

Auch in Asien ging es den Türken schlecht. Anfangs freilich schien sich der Erfolg ihrem General Muhtar Pascha zuwenden zu wollen, aber bald kam der Rückschlag. Die Russen erstürmten Kars und marschierten dann siegreich auf Erzerum los.

Nun wandte sich die Pforte nach England um Unterstützung. Viel zu spät. Denn die Bedrohung Konstantinopels schloß plötzlich alle diplomatischen Verhandlungen durch einen Dritten als Vermittler aus. Am 3. März 1878

Digitized by Google

fühlten sich die Türken kurzerhand bewogen, sich mit Rußland zu San Stefano unweit von Konstantinopel ohne weiters zu verständigen.

Die Friedensbedingungen lauteten im wesentlichen also: 1. Montenegro und Serbien, beide durch türkisches Gebiet erheblich vergrößert, werden als unabhängig anerkannt, ebenso Rumänien; 2. Bulgarien, dessen Grenzen fortan bis zum Ägäischen Meer reichen, bleibt zwar der Pforte tributpflichtig, erhält aber einen christlichen Fürsten und eigene Verwaltung; ein russischer Kommissär mit 50 000 Mann erhält für zwei Jahre Aufenthalt im Land, um die Ausführung der Beschlüsse zu überwachen; 3. die Pforte führt in dem ihr verbleibenden Rest europäischer Besitzungen (gegen 160 000 Quadratkilometer) gewisse Reformen ein und 4. zahlt endlich an Rußland 300 Millionen Rubel Kriegsentschädigung und tritt in Asien bedeutende Flächen Armeniens, in Europa die Dobrudscha ab; diese fallen an Rußland, das seinerseits die Dobrudscha gegen Bessarabien an Rumänien austauscht.

Der Friede von San Stefano befriedigte eigentlich bloß die Russen vollständig. Die Rumänen fühlten sich enttäuscht. Österreich-Ungarn wollte die russische Vormacht auf dem Balkan nicht dulden. Und England hatte gleichfalls Grund zur Verstimmung, schon Armeniens wegen.

Der Vertrag von San Stefano erwies sich daher als unzulänglich, den Frieden Europas zu festigen. Lord Salisbury in London, der neben Bismarck vielleicht größte Staatsmann dieses Jahrzehnts, trat in das englische Ministerium ein und erließ sofort 1878 ein Rundschreiben an die Mächte, in dem er auf die Unhaltbarkeit der soeben geschaffenen Balkanverhältnisse hinwies: Durch die das neue Bulgarien errichtenden Artikel entsteht unter den Auspizien und der Kontrolle Rußlands ein mächtiger slawischer Staat, der an den Küsten des Schwarzen Meers und des Archipels wichtige Häfen besitzt und dieser Macht einen vorwiegenden Einfluß auf die politischen und kommerziellen Verbindungen in diesen Meeren verleiht. Er soll so zusammengesetzt sein, daß er in der herrschenden slawischen Mehrzahl eine zahlreiche Bevölkerung griechischer Rasse einschließt. Die Bestimmungen, kraft deren der neue Staat einer Regierung nach russischer Auswahl unterworfen werden soll, seine von einem russischen Kommissär geschaffene Verwaltung und die erste Inkraftsetzung seiner Einrichtungen unter der Kontrolle eines russischen Heeres, deuten hinreichend an, welchem politischen System er in Zukunft angehören soll. Die Abtrennung Konstantinopels von den der Pforte gelassenen griechischen, albanischen und slawischen Provinzen wird deren Verwaltung beständige Schwierigkeiten bereiten und deren Bewohner mit Anarchie bedrohen. Rumäniens Verlust von Bessarabien, die Ausdehnung Bulgariens

Digitized by Google

bis zu den Küsten des Schwarzen Meeres, die hauptsächlich von Muselmanen und Griechen bewohnt sind, und die Erwerbung des wichtigen Hafens von Batum durch die Russen werden den Willen Rußlands in der ganzen Umgegend des Schwarzen Meers zu einem herrschenden machen. Der Erwerb der armenischen Festungen wird die Bevölkerung dieser Provinz unter den Einfluß der sie besitzenden Macht stellen, während der ausgedehnte europäische Handel, der jetzt von Trapezunt nach Persien geht, durch Rußlands Handel unterbunden werden kann.

Soweit Lord Salisbury, der noch zur Schule Alt-Englands gehörte und über ebenso viel Scharfblick wie Gerechtigkeitssinn verfügte! Er ahnte die kommenden Verwicklungen und wollte ihnen nach Tunlichkeit vorbeugen.

Auf dem Balkan rumorte es bereits lustig weiter. Rebellen machten Thessalien, Epirus, Mazedonien, Kreta, das Rhodope-Gebirge, Bosnien und die Herzegowina unsicher. In der russischen Armee wieder herrschte der Hungertyphus nebst anderen Seuchen in geradezu entsetzlichem Ausmaß. Im Frühjahr 1878 lagen nicht weniger als 70 000 Mann in den Spitälern Rußlands krank darnieder. Einem Gouvernementsbericht zufolge hatten die Soldaten in den meisten Fällen bloß ihre Frauen und Kinder zurückgelassen und um sich auszurüsten ihr Vieh verkauft. Nach ihrem Abmarsch mußte man, um die Steuern und Schulden zu bezahlen, das väterliche Erbteil verkaufen oder zumindest das Ergebnis der Ernte mit Beschlag belegen oder zu einem Spottpreis losschlagen. Im Juni gab es in den russischen Dörfern weder Brot noch Kleider und die Verwaltung war gezwungen, den Familien das Notdürftigste zu liefern. Und nicht geringer war das Elend in der Türkei. Halbnackt kauerten ganze Soldatenfamilien in den Moscheen umher.

Da griff Bismarck ein und gab seine Zustimmung, daß in Berlin ein europäischer Kongreß berate mit der Aufgabe, die schwebenden Angelegenheiten zu ordnen. Dieser Kongreß trat am 13. Juni 1878 zusammen. Vorher hatte die Pforte den Engländern Zypern zur Verwaltung überlassen, um an ihnen eine Stütze zu finden für die wichtigen Auseinandersetzungen der nächsten Zeit.

Die Diplomaten arbeiteten einen vollen Monat und faßten in der Hauptsache folgende Beschlüsse, die auch von ihren Regierungen genehmigt wurden: 1. Montenegro, Serbien und Rumänien werden unabhängig, doch werden die an die beiden erstgenannten Staaten zu machenden Abtretungen beschränkt, das von Rumänien für Bessarabien einzutauschende Gebiet (die Dobrudscha) dagegen etwas vergrößert; 2. Rußland bekommt einen Teil von Türkisch-Armenien mit Kars und Batum, sowie eine entsprechende Kriegs-

Digitized by Google

entschädigung; 3. das Land zwischen Donau und Balkan und im Südwesten bis zum Rilo Dagh wird zum immer noch der Pforte tributpflichtigen Bulgarien geschlagen, das Land südlich vom Balkan bis gegen Adrianopel, Ostrumelien genannt, verbleibt zwar der Türkei, erhält aber einen christlichen Statthalter; 4. Österreich-Ungarn erhält das Recht, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen, um diese Gebiete zu beruhigen und zu verwalten; 4. Griechenland bekommt Thessalien und das südöstliche Epirus; 5. die russischen Truppen sollen Ostrumelien und Bulgarien innerhalb neun Monaten, Rumänien innerhalb eines Jahres räumen; 6. in der Türkei und allen von ihr losgelösten Staaten soll politische Gleichberechtigung aller Konfessionen auch in der Tat herrschen; 7. der 1841 zwischen den europäischen Großmächten und der Pforte abgeschlossene Vertrag, daß kein fremdes Kriegsschiff in die Dardanellen einlaufen dürfe (bestätigt im Pariser Frieden von 1856) wird erneuert; die Türken werden sogar verpflichtet, die Dardanellen für fremde Kriegsschiffe verschlossen zu halten.

Zwei Wochen nach Abschluß des Berliner Kongresses marschierten österreichisch-ungarische Truppen in Bosnien und in der Herzegowina ein. Bald waren die Hauptstädte Mostar und Sarajewo besetzt. Dagegen stellten sich die Aufständischen in den Gebirgstälern und auf den Paßhöhen den Soldaten des Kaisers entgegen. Blutige Gefechte folgten, bis endlich die Generale Jovanowitsch und Philippowitsch Herren des gesamten Landes waren.

Man erzählte sich, einer der Rebellenführer, Hadschi Loja, der Derwisch, vielleicht der gefürchtetste von allen fanatisierten Mohammedanern, sei durch Bestechung gewonnen worden, wie es auch in dem volkstümlichen Soldatenlied hieß:

„Drum hoch der Doppelaar,
Der wiedrum siegreich war!
Philippowitsch wird Ritter,
Hadschi Loja, auch nicht bitter,
Bekommt 'nen Ehrensold.
Nun denkt euch, was ihr wollt! . . ."

1908 verzichtete Österreich-Ungarn auf jedes Besatzungsrecht im Paschalik Nowibazar und annektierte dafür Bosnien und die Herzegowina, ohne daß es deshalb zu kriegerischen Verwicklungen gekommen wäre. Die Nibelungentreue des Deutschen Reichs war Österreich-Ungarns bester Schild.

Digitized by Google

15. Kapitel.

Die Regierung Abdul Hamids II.

Während um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in der Türkei der Einfluß Frankreichs vorherrschte, nicht nur politisch und kulturell, sondern auch wirtschaftlich, trat gegen Ende des Jahrhunderts immer mehr das Deutsche Reich an seine Stelle, vor allem in der späteren Regierungszeit Abdul Hamids II., der 1876 den Thron seiner Väter in Stambul bestiegen hatte.

In den achtziger und neunziger Jahren verlegte ein deutsches Bankinstitut nach dem andern, eine deutsche Eisenbahngesellschaft um die andere einen wichtigen Teil seiner Tätigkeit nach dem Balkan und dem Orient. Einigemal erschien Kaiser Wilhelm II. persönlich in Konstantinopel zum Besuch des Sultans, um durch die Wucht seiner Persönlichkeit die Beziehungen zwischen der Pforte und dem Deutschen Reich möglichst zu vertiefen. Die Anatolische Eisenbahngesellschaft, die Deutsche Palästinabank und andere wichtige Unternehmungen erschlossen allmählich immer weitere Gebiete der islamitischen Welt dem deutschen Handel und Verkehr. Die neue Bagdadbahn, von deutschen Kapitalisten ins Werk gesetzt, sollte bis an die Schwelle Syriens führen. Und selbst an ein deutsches Kabelnetz im Orient dachte man bereits, indem eine Nachrichtenverbindung zunächst zwischen Konstantinopel und Küstendil am Schwarzen Meer hergestellt wurde.

Die ersten Jahre nach dem Berliner Kongreß und der Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn verliefen für die Türkei im allgemeinen ruhig. Erst 1889 flammte in Kreta wieder ein Aufstand auf. 1894 und 1896 kam es zu neuen Unruhen in Armenien. Und im folgenden Jahr entbrannte sogar ein regelrechter Krieg zwischen der Pforte und Griechenland. Auch er ging von Kreta aus.

Die Griechen wurden in Thessalien und Epirus geschlagen und mußten um Frieden ansuchen, der ihnen von den Türken gegen Zahlung einer Kriegs-

Digitized by Google

entschädigung gern gewährt wurde. Auf Verlangen der europäischen Mächte bekam Kreta trotz der griechischen Niederlage eine eigene selbständige Verwaltung zwar unter der Oberhoheit der Pforte, aber in Erfüllung von Griechenlands Wünschen, indem Prinz Georg zum Gouverneur bestellt wurde. Als solcher amtierte dieser bis 1906.

Wenden wir uns nun der Person des damals regierenden Sultans zu. Abdul Hamid II. gehörte zweifellos zu den eigenartigsten Herrschern aller Völker und Zeiten und verdient daher eine nähere Betrachtung. Er war der letzte Alttürke. Mit ihm nahm die ganze große Vergangenheit des Osmanischen Reiches für immer Abschied. Die türkische Revolution von 1908 beendigte nicht bloß seine Regierung, sondern eine jahrhundertelange Epoche.

Ein Prinz des kaiserlich ottomanischen Hauses, der allerdings nicht gut mit Abdul Hamid stand, charakterisierte ihn vor diesem Aufstand folgendermaßen:

„Es gibt kein Telephon und keine Stadtpost in Konstantinopel; sie könnten Verschwörern zu leichte Handhaben abgeben. Elektrizität und Automobile gehören zu den verbotenen Dingen, Zeitungen ebenfalls. Die Papierfetzen, die dem Volk als Zeitung vorgesetzt und streng zensuriert werden, kann man nicht Zeitungen nennen. Alles ist verboten — aber nicht etwa weil die mohammedanische Religion es verböte oder das osmanische Volk jedem Fortschritt abhold wäre, wie vielfach behauptet wird, sondern einzig und allein, weil Abdul Hamid ein reaktionärer Tyrann ist, der außer dem Interesse für sein Leben und seinen Thron nichts kennt und in seiner wahnsinnigen Furcht, daß diese bedroht seien, Volk und Land ruiniert und jeden Fortschritt im Keim erstickt.

Mein ‚Vetter' oder ‚Vater', wie er sich uns Prinzen gegenüber gerne nennt, nachdem er uns eingesperrt hat, ist ein psychologisches Rätsel. Gewiß kann ich für den Mörder meines Lebens keine Sympathie empfinden, aber ich glaube, die Familienbande, die uns trotz allem verbinden, wiegen dieses Vorurteil, das ich zu seinen Ungunsten habe, auf, und ich kann unparteiisch urteilen. Sehen Sie, was soll man sagen, wenn man sieht, wie Abdul Hamid eben ein Irade unterzeichnet, das tausend Menschen in die Verbannung schickt oder zehntausend Armenier zu massakrieren befiehlt, und eine halbe Stunde später einer armen Witwe, deren Haus abgebrannt ist, ein prächtiges Heim schenkt und einen sorglosen Lebensabend bereitet? Was soll man sagen, wenn man sieht, wie geschickt er uns Prinzen in unsern goldenen Gefängnissen zu Tode quälen kann und mit welch bezaubernder Liebenswürdigkeit er wieder

Digitized by Google

einen europäischen Prinzen empfängt, so daß dieser glaubt, Abdul Hamid sei der ideale Landesvater und alle seine Feinde seien Betrüger und ihre Anklagen Betrug? Was soll man sagen, wenn Abdul Hamid sein Volk korrumpiert und es zum Spitzelwesen zwingt, weil es sonst verhungern würde, und dann alle Großmächte bei der Nase herumführt und ihren besten Diplomaten gewachsen ist? Was soll man sagen, wenn Abdul Hamid sich von seinen Übersetzern alle neuen Errungenschaften der medizinischen und psychologischen Wissenschaften ins Türkische übersetzen läßt, sie eifrig studiert, ein prächtig ausgestattetes Hamidieh-Hospital erbaut, in dem Kranke kostenlos gepflegt und kuriert werden, zu gleicher Zeit aber Unschuldige in die allerungesundesten Gegenden Arabiens verbannt? Was soll man sagen, wenn man sieht, wie Abdul Hamid nicht bloß seinen Bruder Murad, sondern auch dessen unschuldige Kinder ein Menschenleben lang bis zum Tode Murads im Tschiragan-Serail gefangen hält, ihm aber beim leisesten Unwohlsein den besten Arzt des Landes ins Gefängnis schickt? Was soll man sagen, wenn man die eiserne Tatkraft sieht, mit der sich Abdul Hamid seit dreißig Jahren durch alle Schwierigkeiten durchhilft, nur seinen persönlichen Interessen lebend und sich keinen Pfifferling um die Interessen der Nation oder um das langsame Zurückweichen unserer Rasse aus Europa kümmert? Seit dreißig Jahren lebt er im Jildis-Kjöschk, ein freiwillig Gefangener, der sich in seiner namenlosen Angst vor Mördern einen goldenen Käfig gebaut hat, in dem er einsam lebt.

Aber alles, was neu ist in Europa, eine elektrische Kraftleitung, und das neueste Pianola, die letzte Dampfjacht und die jüngste Brutmaschine — alles schafft er sich an. Für seine Person ist ihm nichts zu gut.

Was soll man sagen, wenn man die Genialität sieht, mit der er mordet? Bis auf Sultan Abdul Medschid († 1861) töteten alle Padischahs sofort nach ihrer Thronbesteigung die übrigen männlichen Mitglieder ihres Hauses. Abdul Hamid hat diesen Brauch wieder eingeführt. Nicht, daß er uns in ganz gemeiner Weise hängen oder schlachten läßt — es gibt raffiniertere Mittel, jemand langsam aber sicher in ein besseres Jenseits zu befördern. Man schließt Menschen ein, wenn sie noch Kinder sind, dann läßt man sie allein, ohne Lehrer, ohne Freunde, ohne Kameraden, ohne Menschen — oder nennen Sie meine Lakaien, Abdul Hamids Spitzel, Menschen? — gibt ihnen aber, wenn sie noch halbe Knaben sind, die schönsten Zirkassierinnen und die ältesten Weine ins Haus und irrt sich nur in einem von zehn Fällen in der Annahme, daß das Weib und der Alkohol das ihre tun, den armen Jungen schnell zu einem Idioten zu machen oder ihn vorzeitig ins Grab zu befördern. Aber bevor das eintritt, wird Hilfe geschickt, wird Abdul Hamid seinen allerbesten

Digitized by Google

Arzt zur Behandlung schicken und graziös den tiefstgefühlten Dank des Prinzen entgegennehmen.

Was soll man sagen, wenn man sieht, wie geschickt Abdul Hamid sich die Treue seiner albanischen Truppen erhält, wie er die Jildis-Armee mit Geld und Geschenken überhäuft, um auf jeden einzelnen Mann bauen zu können, während die anderen Soldaten in Konstantinopel monatelang auf ihre Löhnung warten und die im Innern des Reiches garnisonierenden Regimenter kaum zwei Monatsgehälter im Jahr erhalten und in zerrissenen Uniformen herumlaufen müssen? Was soll man sagen, wenn Abdul Hamid an jedem 31. August zum ‚Thronbesteigungsfest' die teuersten Illuminationen, Feuerwerke und Festlichkeiten einem von ihm ausgehungerten Volk aufbürdet, das sich in panischer Angst vor Denunziationen und Verdächtigungen an Loyalität zu überbieten sucht, um alle Welt und sich selbst mit dem Gedanken zu betrügen, er sei populär? . . .

Abdul Hamids Bild in der Geschichte wird nicht schwanken. Er wird das moderne Monstrum des zwanzigsten Jahrhunderts genannt werden, ein moderner Nero, den ein gemartertes Volk verflucht hat . . ."

Diese Charakteristik mag wohl da und dort zu einseitig gehalten sein, im allgemeinen gewährt sie ein richtiges Bild von den guten und bösen Eigenschaften des letzten türkischen Tyrannen, der nie daran dachte, die früher besprochene, aber bald nach ihrer Bekanntgabe wieder aufgehobene Verfassung in die Tat umzusetzen. Wenn jene Verfassung mehr war als ein bloßes Papier, so rührte dies daher, daß die ganze Intelligenz der Türkei die Grundsätze des Programms als ihre heilige Überzeugung festhielt und unablässig sich bemühte, die Saat auszustreuen, die es zur Erfüllung bringen sollte.

Im übrigen urteilten alle über Abdul Hamid im wesentlichen gleich. Denn auch ein deutscher General, der die Verhältnisse in Konstantinopel genau kannte, berichtete, wie häufig es vorkam, daß der Sultan in einem jähzornigen Wutanfall plötzlich seine Notabeln mit Geschirr zu bewerfen oder sie gar gegen den Leib zu treten begann. Derartige Wahnsinnsausbrüche wurden zwar gewöhnlich geheimgehalten und von den Beteiligten ruhig hingenommen, denn die mißhandelten Günstlinge befanden sich sonst ganz gut dabei und fühlten sich schließlich als Helfershelfer eines Systems, von dem sie trotz solcher persönlichen Unannehmlichkeiten eben doch profitierten. Und umgekehrt führte das Bewußtsein des Sultans in der ruhigen Stunde der Überlegung, die einen gegen die andern auszuspielen.

Digitized by Google

Geradezu blutgierige Tobsuchtsanfälle konnte Abdul Hamid bekommen, wenn sein Milchbruder Izzet Pascha ihm schlaflose Nächte dadurch vertrieb, daß er neben ihm hinter einer spanischen Wand liegend Greuelszenen aus der Französischen Revolution vorlas. Aus solcher Stimmung heraus ist mancher Befehl einer Metzelei ergangen. Im ganzen genommen stellte Abdul Hamid eine fast tragische Mischung von Genialität und Wahnsinn dar. Seine sehr große Intelligenz ließ ihn ganz richtig Eisenbahnbauten und Armeereform als notwendig für die Entwicklung der Türkei erkennen und sein bis zum Irrsinn und Verfolgungswahn sich steigerndes Mißtrauen hemmte und hinderte wieder seine Initiative und ebenso die Tätigkeit der deutschen Instruktionsoffiziere, die er zu sich berufen hatte. So oft man seinem lauernden Blick und seinem zerrütteten Gesicht sich gegenüberbefand, bekam man Mitleid mit diesem Mann, der durch seine Charakteranlage dazu verurteilt war, sich und sein Reich, trotz allem guten Willen, zu gefährden.

Im Jahr 1903 fingen wieder einmal die berüchtigten und gefürchteten albanischen Bandenkämpfe an, die in der Folge auf Mazedonien übergriffen und alljährlich zur Zeit der Schneeschmelze ihre Fortsetzung fanden.

Diese Kämpfe spiegelten sich in den Köpfen der europäischen Zeitungsleser ganz verschieden wider. Am beliebtesten war jedoch das Thema „Niedermetzelung von Christen durch die Mohammedaner". Auf solche Weise suchten die Feinde des Osmanischen Reiches die Völker des Abendlandes gegen die Pforte aufzuhetzen.

Aber seien wir gerecht und objektiv. Auf keinem Gebiet der internationalen Politik ward Europa, wie ein türkischer Prinz sehr richtig bemerkte, so falsch und leichtsinnig unterrichtet.

Unter dem Deckmantel des Strebens nach politischer Freiheit zogen in Mazedonien Räuberbanden in Uniform herum, die seit Jahren die Bauern aussogen und ihnen Geld mit der Drohung abpreßten, sie würden sie alle nebst ihren Familien töten, wenn sie nicht Geld für die „gute vaterländische Sache" bekämen. Die „gute vaterländische Sache" war weiter nichts als Schwindel. Das Geld, das die aus Bulgaren, Serben, Griechen, Walachen und Abenteurern aus aller Herren Ländern bestehenden Räuberbanden zusammenstahlen und plünderten, diente ihnen zur Überwinterung in den Städten jener Gegend, während die gewissenlosen Führer der Banden in Paris, sehr elegant und vom Glorienschein der Freiheitskämpfer bestrahlt, das Frühjahr abwarteten, um dann an den Ort ihrer Räubereien, in die Landschaften um die Schwarzen Berge zurückzukehren.

Digitized by Google

So wiederholte sich dort Jahr für Jahr dasselbe Schauspiel: herumziehendes Gesindel, das den göttlichen Namen Jesu Christi mißbrauchte, um angeblich gegen die heidnischen Bluthunde zu Felde zu ziehen, während sie in der Tat nur ihren Lüsten lebten, Land und Leute plünderten, Frauen und Mädchen schändeten usw. Die Bulgaren allerdings unterstützten die Bewegung, da sie sich eine Erweiterung ihrer Landesgrenzen versprachen, wenn die Pforte zerfiel. Ihr kluger Herrscher Ferdinand I. erhob 1908 das Land selbst, das er mit Ostrumelien vereinigt hatte, zum Königreich und nannte sich Zar, sich von der Pforte gänzlich lossagend.

Fast gleichzeitig erfolgte auch in Konstantinopel der längst erwartete große Umsturz. Ein Militäraufstand, von den liberalen Jungtürken unter dem deutschfreundlichen Enver Pascha vortrefflich organisiert, erzwang vom Sultan Abdul Hamid die seinerzeit aufgehobene Verfassung mit Senat und Deputiertenkammer.

Ein Jahr später wurde der alte Tyrann, der nur darauf sann, die liberale Reform rückgängig zu machen, ebenso wie sein Bruder Sultan Murad V. abgesetzt und verbannt und hierauf Mohammed V. als Padischah ausgerufen.

Der Bürgerkrieg wollte nicht aufhören. Da benutzte Italien, das längst seine Augen auf Tripolis und Barka geworfen hatte, den günstigen Augenblick, sich der beiden Länder zu bemächtigen. 1901 war ihm von Rußland und bald hernach auch von England die Anerkennung seiner Anwartschaft auf Tripolis ausdrücklich zuerkannt worden. Zunächst gedachte es sich jedoch mit einer wirtschaftlichen Eroberung der fraglichen Gebiete zu begnügen.

Das deutsch-französische Marokko-Abkommen von 1911, das einen Ausgleich zwischen beiden Mächten in Afrika bezweckte, bot jedoch den Italienern die Veranlassung, auch ihr Schäflein im schwarzen Erdteil ins trockne zu bringen und politisch sicher zu stellen. Aus diesem Grund griffen sie zum Schwert, besetzten im Herbst 1911 die Stadt Tripolis nach kurzem Bombardement, ebenso Benghasi, Derna und andere Hafenplätze. Dann erklärte Rom die Annexion von Tripolis und Cyrenaica und zeigte sie den Mächten an. Und fast schien es, als ob der Brand in Nordafrika auch nach Europa übergreifen sollte und die Italiener eine Blockade Konstantinopels ins Auge faßten.

Rußland, Frankreich und England erhoben dagegen Einspruch. Umgekehrt erklärten sich die Araber und andere mohammedanische Stammesverwandte und Glaubensgenossen für die Pforte. Auf diese Weise vollzog sich die Eroberung des heldenmütig verteidigten Hinterlandes nur sehr langsam.

Digitized by Google

Die Oasen Ain Zara, Tadjura, Birtobras, Gargaresch leisteten erbitterten Widerstand. Die Eingebornen kämpften wie verzweifelt um die Freiheit ihres Herds.

1912 wurden im Roten Meer sieben türkische Kanonenboote durch italienische Torpedobootszerstörer vernichtet. Schließlich blieb Italien auch auf den übrigen Kampfplätzen Sieger. Im Oktober desselben Jahrs schlossen die kriegführenden Mächte den Frieden von Lausanne. In diesem erhielt Rom die erwünschte Siegesbeute. Tripolis und Cyrenaica waren für die Pforte ein für allemal verloren.

Digitized by Google

16. Kapitel.

Der erste und der zweite Balkankrieg.

Ehe wir auf die letzten Verwicklungen auf dem Balkan vor Ausbruch des Weltkriegs näher eingehen, sei noch an der Hand der vorzüglichen Ausführungen von Albrecht Wirth („Geschichte der Türken", Stuttgart 1912) der wirtschaftlichen Lage des Osmanischen Reiches gedacht.

Die Schuldenlast desselben betrug 1912 gegen drei Milliarden Mark, eine ziemlich bedeutende Summe, wenn man bedenkt, daß die Einkünfte jährlich nur etwas über eine Drittel Milliarde Mark ausmachten.

Die Landwirtschaft war noch recht primitiv, auch waren die Steuern geradezu niederdrückend. Der fruchtbare Boden fand keine ausreichend rationelle Pflege. Ein Sprichwort sagt: „Wenn der Türke ein Streichholz braucht, so haut er einen Baum um", aber es gab immer noch die schönsten Wälder in Anatolien, im Rhodopegebirge, im Schardagh und sogar trotz des ungeheuren Verbrauchs der Venezianer in früheren Zeiten für ihre Galeeren, im westlichen Albanien. Die Hauptholzarten waren und sind Fichte, Kiefer, Lärche, Eiche, Buche und Zeder. Von landwirtschaftlichen Erzeugnissen führen wir zunächst alle Getreidearten an, dann Tabak, Baumwolle, Wein, Oliven und eine bunte Reihe der verschiedensten Südfrüchte, ferner Kaffee, Opium und Gummi. Der Wert des Opiums betrug schon zu Beginn des Jahrhunderts alljährlich 12 Millionen Mark. Wein wurde nur 1 Million Hektoliter erzeugt, obwohl es über 130 000 Weinbauern gab. Allein in den Provinzen Brussa und Ismid gewann man Seide im Wert von 20 Millionen Mark, während die Ausfuhr von Rohseide und Kokons aus dem Osmanischen Reich mehr als da Doppelte betrug.

Die Viehzucht genügte im wesentlichen lediglich den Bedürfnissen der Einheimischen. Bloß die Häute-Ausfuhr war mit einer halben Million

Digitized by Google

Stück nicht unbedeutend, während die Stückzahl des ausgeführten Rindviehs sich nur auf die ärmliche Zahl von 30 000 erhob.

Ergiebig waren die Bergwerke. Im ganzen existierten deren 130. In Kutaga allein wurden 15 000 Tonnen Chrom zutage gefördert. Weiter Zink; der Ort Karasu am Schwarzen Meer und Aidin erschürften 5000 Tonnen. Sodann das wichtige Mangan; in Saloniki, Konia und Aidin wurden 45 000 Tonnen ans Licht gebracht. Antimon fand sich bei Brussa; Borax in erstaunlicher Menge (18 000 Tonnen jährlich) bei Panderma. Meerschaum in Eski-Schehir; Schwefelkies bei Saloniki. Ziemlich verbreitet war Kupfer; man traf es im Taurus, bei Tereboli in der Nähe von Trapezunt, bei Arghana-Maden, bei Diarbekr und in dem Xanthidistrikt an der Bahnlinie Saloniki-Dedeagatsch. Für Kohle war Heraklea berühmt. Erdöl wurde im Norden des Marmarameers, an verschiedenen Orten Anatoliens und besonders südlich von Mossul erbohrt; andere Quellen flossen zwischen Schuster und Putschikuscht. Asphalt wurde in dem syrischen Tanina, am Euphrat und vier Stunden von Valona in Mittelalbanien ausgebeutet. Gold und Silber tauchten in Smyrna auf, ebenso Quecksilber, das sich zudem auch in der europäischen Türkei vorfand. Kaolin traf man auf Rhodus, Arsenik bei Aidin. Endlich Eisen, das in Aidin, Konia und Adana gefördert ward. Von den 160 Minenkonzessionen des Jahres 1902 führten allerdings vorerst bloß 60 zu einem wirklichen Betrieb. Außerdem mußten 5 bis 15 Prozent an Ausfuhrzoll für Mineralien gezahlt werden. Aber gerade das Minenwesen im Osmanischen Reich versprach eine glänzende Zukunft.

Sehr bedeutend waren auch die Fischereien. Allein im Bosporus betrug der Jahreswert der Fischereiprodukte 6 Millionen Mark.

Der Gesamtaußenhandel vor 1912 ist gar nicht leicht festzustellen. Weder in den österreichisch-ungarischen Konsulatsberichten, die in der Regel auf diesem Gebiet die besten, noch sonst konnte seit 1900 eine Gesamtberechnung festgestellt werden. In dem genannten Jahr betrug der Handel ungefähr 8 Zehntel Milliarden Mark. Die Einfuhr war dabei 60 Prozent größer als die Ausfuhr. Bei weitem an erster Stelle stand Großbritannien, das ein Drittel der Gesamtmenge an sich gerissen hatte. Darnach kam Frankreich mit fast einem Fünftel, dann Österreich-Ungarn mit etwas mehr als einem Siebentel. Das Deutsche Reich folgte. Im Lauf der Jahre trat auch in dieser Hinsicht England hinter Deutschland verhältnismäßig zurück. Alles in allem genommen, befand sich die wirtschaftliche Lage der Türkei durchaus nicht so trostlos, wie ihre Feinde der Welt wissen machen wollten.

Digitized by Google

Die europäische Türkei hatte damals einen Umfang, der ungefähr dem halben Königreich Preußen entsprach und etwa 6 Millionen Einwohner buntester Mischung (Türken, Griechen und Albaner je etwa 25 Prozent), ferner Bulgaren, Serben, Armenier, Juden, Zigeuner usw., der Religion nach 50 Prozent Mohammedaner, 40 Prozent Orientalisch-Orthodoxe, 4½ Prozent Katholiken, 1½ Prozent Juden und 4 Prozent armenische Christen, Protestanten u. a.

Von Volksbildung in unserm Sinn konnte man hier allerdings noch weniger sprechen als in den Nachbarländern der europäischen Türkei. Die 1900 in Konstantinopel errichtete Universität entsprach einem Herzenswunsch der Jungtürken, über den ersten Anlauf einer Entwicklung kam sie jedoch noch nicht.

Das Heerwesen beruhte auf dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht für Mohammedaner vom 21. bis zum 40. Lebensjahr. Der aktive Dienst (Nizam) währte drei Jahre, falls nicht Entlassung durch Loskauf erfolgte (nach drei Monaten). Die Kriegsstärke betrug 1912 einschließlich der Landwehr (Redif) über 650 000 Mann. Durch den Landsturm und die Heranziehung türkischer Streitkräfte aus Asien konnte sie auf 1½ Millionen erhöht werden. Die Kriegsflotte zählte 3 Linienschiffe, 2 geschützte Kreuzer, 30 Kanonen-, 12 große und 10 kleine Torpedoboote, 1 Torpedobegleit- und mehrere Minenlegerschiffe mit insgesamt 14 000 Mann Besatzung.

Längst schon drohte der europäischen Türkei das gleiche Los wie dem Deutschen Reich: die militär-politische Isolierung durch das Einkreisungssystem der Nachbarn. Und im Herbst 1912 brach denn auch der Sturm von allen Seiten los. Griechenland, Bulgarien, Serbien und Montenegro reichten sich die Hände, um die Türken zu vernichten, aus Europa zu verjagen und die Beute unter sich zu verteilen.

In diesem Krieg handelte es sich nicht, wie kurzsichtige Bierbankpolitiker meinen mochten oder wie die Heerführer der verbündeten feindlichen Balkanstaaten in bewußter Berechnung als Parole ausgaben, um einen Kampf zwischen Kreuz und Halbmond, sondern lediglich um politische Machtfragen. Es sollte entschieden werden, ob einerseits die Türkei imstande sei, ihre europäischen Reichsgrenzen zu behaupten, anderseits die von ihr emanzipierten kleinen Balkanstaaten in ihrer Entwicklung schon so weit vorgeschritten seien, um die Herrschaft über den ganzen Balkan antreten zu können. Es handelte sich schließlich um ein Vorpostengefecht zur Eröffnung des großen Weltkriegs, dessen Ausbruch unvermeidlich war und nur mühsam verzögert wurde. Für

Digitized by Google

wie lange noch? Für Wochen, für Monate, für Jahre? So lautete die bange Frage, die das Jahr 1914 mit blutigen brennenden Lettern zu beantworten hatte.

Dem Osmanischen Reich kam so das Bündnis des Zaren Ferdinand von Bulgarien, sowie der Könige Peter von Serbien, Georg von Griechenland und Nikita von Montenegro, sowie deren Kriegserklärung nicht ganz unerwartet, wenn auch im Augenblick überraschend.

Noch am 8. Oktober hatte das falsche Rußland den gutmütigen Minister des Äußern, den Österreich-Ungarn damals besaß, hinters Licht geführt, indem es sich einer offiziellen Note anschloß, wonach jede den Statusquo (bisherigen Besitzstand) auf der Balkanhalbinsel störende Maßregel zu mißbilligen und hintanzuhalten sei. Zwei Tage später antwortete die Pforte, sie habe die ehrliche Absicht, alle von den europäischen Mächten gewünschten Reformen tatsächlich zu verwirklichen.

Gleichwohl erklärte der griechische Ministerpräsident Venizelos am 14. Oktober die völlige Vereinigung Kretas mit Griechenland. Am 15. wurden die türkischen Gesandten in Athen, Belgrad und Sofia abberufen und am 17. erfolgte die Kriegserklärung Bulgariens an die Türkei. Die übrigen christlichen Balkanstaaten mit Ausnahme der klug sich zurückhaltenden Rumänen schlossen sich Zar Ferdinand an.

Dieser verlegte sein Hauptquartier nach Stara Zagora. Hier wurde das Kriegsmanifest am 18. verlesen und übte eine flammende Wirkung. Von da aus erfolgte noch am gleichen Tag der erste bulgarische Vorstoß. Der Kampf war auf allen Linien eröffnet.

Denn gleichzeitig drangen auch die Serben und Griechen auf türkischem Gebiet ein. Die Montenegriner hatten eine Woche vorher ihre Operationen begonnen, scheinbar die Rädelsführer und Rufer im Streite, in Wirklichkeit bloß die blutlechzenden Spürhunde der Balkanmeute, die nicht zu bändigen war.

An den Tagen des 22. und 23. Oktober kam es zur ersten großen Schlacht bei Kirkkilisse im türkisch-thrazischen Wilajet Adrianopel. Die Bulgaren unter General Sawow, dem als Generalstabschef Fitschew zur Seite stand, zwangen die Truppen Mukhtar Paschas überall zum Rückzug. Zahllose Tote hüben wie drüben deckten das Schlachtfeld. Die Sieger machten gegen 1500 Gefangene, 30 Geschütze, 17 Schnellfeuerbatterien, Fahnen und namentlich viel Proviant fielen ihnen als weitere Beute zu.

Digitized by Google

Von den Türken standen ungefähr 70 000 Mann im Gefecht. Mindestens ebensoviel kämpften auf seiten der Bulgaren.

Die Niederlage, von der Ungunst des Wetters beschleunigt, war für die Türken niederschmetternd. Natürlich suchte man nach Erklärungsversuchen dieses für das Osmanische Reich wirklich furchtbaren Ereignisses. Denn mit einem derartigen Zusammenbruch des Feindes hatten nicht einmal die siegessichern Bulgaren gerechnet.

Der Gewitterregen allein, der unter den abergläubischen Muselmanen viel moralisches Unheil anrichtete, weil er vielen als deutliches Zeichen eines bevorstehenden göttlichen Strafgerichts erschien, konnte den tragischen Ausgang dieser Schlacht nicht erklären, obgleich er gewiß nicht ohne nachteiligen Einfluß auf den Gang der Entwicklung war. Die wahren Ursachen saßen tiefer.

Die schlechte Verproviantierung in den entscheidenden Mobilmachungstagen — die ersten türkischen Truppen zogen hungernd und frierend ins Feld — trug das Ihrige zur Niederlage bei. Dieser Umstand erklärte jedoch gleichfalls nicht alles.

Die alte Türkei hatte mit einem Schlag ein neues Gewand angelegt, auch militärisch. Ganz unvermittelt war eine Reform um die andere erfolgt, in überstürzter ziel- und regelloser Hast. Die alten erprobten Offiziere und Soldaten zumeist verabschiedet, junge unerfahrene an ihrer Stelle! Die gläubigen Konservativen von ehedem, wo konnte man sie noch treffen? Die Fortschrittler verzichteten auf die Gebete tanzender Derwische, sie waren liberal, freisinnig, zogen die Christen, die sie übrigens nicht allzu gut behandelten, zur allgemeinen Wehrpflicht heran.

Der mohammedanische Religionsfanatismus existierte nicht mehr. Dieser gefürchtetste Bundesgenosse aller türkischen Heere, ihr Schwert und ihre Seele, war vernichtet. Zwar wehten noch die Fahnen des Halbmonds den kämpfenden Truppen voran, aber die Mannschaften bekannten sich nur teilweise in ihrem Innern zum Islam, und die allermeisten Offiziere kokettierten mit dem glaubenslosen Zeitgeist oder huldigten ihm ganz offen.

Während die alte und die neue Partei — denn die bisherigen Mächte ließen sich nicht durch ein Dekret verabschieden, sondern rührten sich wenigstens im Stillen und Verborgenen noch immer — während also die alte und die neue Partei um die Herrschaft rangen und eine Politik der allgemeinen Verwirrung in Konstantinopel Platz griff, vermochte die Wehrmacht des alten Reiches natürlich nicht den geringsten Aufstieg zu nehmen. Die deutschen Instruktionsoffiziere sprachen in den Wind. Alle militärischen Reformen

Digitized by Google

blieben Theorien oder setzten sich bloß äußerlich in die Wirklichkeit um. Und die zahlreichsten Fahnenflüchtigen kamen aus den christlichen Truppenteilen. Sie lockerten die ohnehin entwurzelte Disziplin der türkischen Armee noch mehr. Das war der wahre Anfang vom Ende, das jetzt wie ein Blitzschlag jäh hereinbrach, unerwartet freilich bloß für die Uneingeweihten. Die Bulgaren wußten, warum sie siegen mußten.

Während die Bulgaren bei Kirkkilisse blutige Arbeit hatten, blieben auch die Serben nicht müßig. Sie strebten der alten serbischen Residenzstadt zu. Vorher jedoch mußte Kumanowo den Türken entrissen werden. Beides gelang ihnen.

Am 23. und 24. Oktober wurden die Türken bei Kumanowo besiegt. Zwei Tage später erfolgte der Einmarsch der Serben in Üsküb.

Die blutigsten Schlachten waren jedoch noch nicht geschlagen. Erst der großartige Sieg der Bulgaren bei Lüle-Burgas Ende Oktober 1912 bedeutete einen entscheidenden Schlag. Vergeblich suchte der tapfere Mukhtar Pascha die Situation zu retten. In fast regelloser Flucht wälzten sich die geschlagenen türkischen Heeresmassen nach dem Süden zu. Gleichzeitig setzte die Belagerung der türkischen Hauptfestung Adrianopel ein, die der heldenhafte Schükri Pascha verteidigte.

Anfangs November überschritten die Griechen die Wardarlinie, während die Türken ihre letzte große Verteidigungsstellung vor Konstantinopel an der Tschataldscha bezogen. Nun kamen und gingen neue bange Tage.

Das Fort Papastepe der Festung Adrianopel erlag einem wütenden Ansturm der Bulgaren. Freilich die 50 000 Mann Besatzung hielten auch weiterhin stand trotz den Hungersnöten und Seuchen, denen sie ausgesetzt waren. Aber wie schwer und hart litt Schükri Pascha unter jenem Ereignis! Gleichzeitig marschierten die Griechen in Saloniki ein.

Eine Woche später, Mitte November, gab sich Jawer Pascha mit seinem weiter westlich von Adrianopel operierenden, von der türkischen Hauptmacht an der Tschataldschalinie völlig abgesprengten Heer gefangen. Auf einen Schlag fielen so gegen 300 Offiziere und 15 000 Soldaten, 1500 Pferde, 8 Gebirgsgeschütze, 400 Eisenbahnwagen und 8 Lokomotiven nebst Kriegsmaterial und Proviant den Bulgaren in die Hände.

Den weiteren Verlauf des Krieges beeinflußte Jawer Paschas Gefangennahme nicht. Die Türken ließen sich auch nach diesem großen Verlust nicht zum Frieden zwingen. Sie warteten ruhig ab, bis den siegreichen, aber allzu hastig vorwärts stürmenden Bulgaren der Atem ausginge.

Digitized by Google

Lange, das wußten sie, konnte es der erschöpfte, vom eigenen Hinterland durch unwegsame Gebiete getrennte Feind auch nicht mehr aushalten. Und die Cholera grassierte da wieder.

Schon die von den Bulgaren am 17. und 18. November versuchten starken Vorstöße an der Tschataldscha scheiterten. Sie entwickelten sich zu einer regelrechten Schlacht, führten jedoch zu keinem Ergebnis.

Die Belagerung Adrianopels nahm mit der Zeit den Charakter einer langweiligen Aktion an. Es wurde viel geschossen, aber wenig gekämpft. Auch die serbischen Truppen, die hier den Bulgaren zur Seite standen, änderten daran nichts. Denn erst in der zweiten Hälfte des Februar 1913 überließen sie ihnen eine Anzahl schwerer Belagerungsgeschütze, die endlich eine Wiederaufnahme der im Dezember sozusagen abgebrochenen Unternehmungen gestatteten.

Aber inzwischen ging der erste Balkankrieg in der Hauptsache zu Ende, Adrianopel und Schükri Pascha retteten durch ihre kühne Ausdauer den alten Waffenruhm der Osmanen. Erst am 26. März fiel die Festung.

Inzwischen hatten serbische Truppen nach dem Sieg bei Kumanowo und der Einnahme von Üsküb das ganze westliche Mazedonien erobert, die Montenegriner wieder Skutari eingeschlossen. Die Griechen schließlich begnügten sich mit Saloniki nicht, sie setzten ihren Fuß auch auf mehrere Inseln und nahmen diese den Türken weg.

Durch Vermittlung der Großmächte kam am 3. Dezember ein erster Waffenstillstand zuwege. Die in London geführten Friedensverhandlungen waren bereits bis fast zum Abschluß gediehen, als das Ministerium Kiamil Pascha am 23. Januar 1913 durch einen militärischen Staatsstreich Enver Bais gestürzt und durch ein jungtürkisches unter Schewket Pascha ersetzt wurde, das sich weniger nachgiebig zeigte.

Bereits anfangs Februar setzte die Pforte den ihr aufgedrungenen Kampf weiter fort. Einen Monat hierauf eroberten die Griechen Janina. Ende März fiel, wie bereits oben erwähnt, Adrianopel, Ende April auch Skutari, worauf neuerdings ein Waffenstillstand geschlossen wurde, der am 30. Mai offiziell zum Frieden führte. Sir Edward Grey, der listenreiche Kartenmischer, beeinflußte die Verhandlungen wesentlich, aber natürlich in einem für Österreich-Ungarn ungünstigen Sinn. Graf Berchtold hatte das Spiel verloren, wenn er auch alles tat, um den jungen Albanerfürsten Wilhelm von Wied auf seine Seite zu bringen und zu stützen. Denn das in London geschaffene selbständige Fürstentum Albanien war, das wußte und wollte Grey von vornherein, ein todgeborenes Kind. Im übrigen zahlte

Digitized by Google

lediglich die Türkei die ganze Zeche. Sie mußte alles Gebiet nordwestlich von der Linie Enos-Midia, einschließlich Adrianopel, an die Verbündeten abtreten.

Die große Uneinigkeit der Verbündeten führte im Sommer 1913 zu neuen Feindseligkeiten, und zwar richteten sich diese diesmal gegen die Bulgaren, denen man den Löwenanteil am Sieg nicht vergönnte.

Der zweite Balkankrieg währte bloß kurze Zeit, den Monat Juli, aber er wurde gleichfalls mit großer Erbitterung geführt, bis die allseitige Erschöpfung zum Frieden führte, der jetzt nicht jenseits des Kanals, sondern auf dem Balkan selbst, in Bukarest zustande kam, nachdem die Hauptschlacht am Schwarzen Felsen mit einer Niederlage der Bulgaren geendet hatte.

In den am 11. August abgeschlossenen Friedensverhandlungen trat Bulgarien an Rumänien einen Teil der Dobrudscha mit Silistria bis zur Linie Turtukri-Baltschik ab; Griechenland erhielt endgültig Kreta, fast ganz Epirus und den größten Teil Mazedoniens mit Saloniki; an Serbien fielen Monastir, Istip, Üsküb u. a.; an Bulgarien schließlich die Gebiete von Strumitza, Melnik, Xanthi und Dedeagatsch; auch Montenegro bekam einen Gebietszuwachs, aber ohne Skutari.

Am 29. September folgte ein weiterer Friedensakt zu Konstantinopel: Bulgarien gab Dimotika, Adrianopel und Kirkkilisse an die Pforte wieder heraus.

So hatten am Ende die Bulgaren die größten Opfer und die kleinste Beute zu verzeichnen. Rußlands Quertreibereien und Protektion des serbischen Nachbars waren schuld daran. Jedenfalls wurde das Balkanbündnis nicht wieder erneuert. Und die Türken blieben in Europa, tapfer auf sich selbst gestellt. Sie lernten viel in diesen Jahren und fürchteten die weitere Entwicklung der Dinge keineswegs.

Als der Weltkrieg ausbrach, säumte die Pforte nicht den Engländern, Franzosen und Russen, die sie stets hintergangen und ausgenützt hatten, den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Sie trat entschlossen auf die Seite der Zentralmächte. Und so wurde zum Schluß der Halbmond ein Verteidiger des Rechts und der Kultur gegen die finstern Barbaren des Ostens und die beutegierigen Neidlinge des Westens.

Digitized by Google

Regententafel.

Osman I. 1288—1326.
Orchan 1326—59.
Murad I. 1359—89.
Bajasid I. 1389—1403.
Suleiman I. 1403—11.
Mohammed I. 1413—21.
Murad II. 1421—51.
Mohammed II. 1451—81.
Bajasid II. 1481—1512.
Selim I. 1512—20.
Suleiman II. der Große 1520—66.
Selim II. 1566—74.
Murad III. 1574—95.
Mohammed III. 1595—1603.
Achmed I. 1603—17.
Mustapha I. 1617—18.
Osmann II. 1618—22.
Murad IV. 1623—40.
Ibrahim I. 1640—48.
Mohammed IV. 1648—87.
Suleiman III. 1687—91.
Achmed II. 1691—95.
Mustapha II. 1695—1703.
Achmed III. 1703—30.
Mahmud I. 1730—54.
Osman III. 1754—56.
Mustapha III. 1756—74.
Abdul Hamid I. 1774—89.

Digitized by Google

Selim III. 1789—1807.
Muſtapha IV. 1807—08.
Mahmud II. 1808—39.
Abdul Medſchid 1839—61.
Abdul Aſis 1861—76.
Murad V. 1876.
Abdul Hamid II. 1876—1909
Mohammed V. ſeit 1909.

Digitized by Google

Zeittafel.

622 Mohammed flieht von Mekka nach Medina; er begründet zur Bekämpfung des Götzendienstes unter den Arabern eine neue Religion, den Islam.

661—750 Mohammeds Nachfolger, die Kalifen aus dem Geschlecht der Omaijaden, residieren in Damaskus.

711 Die Araber vernichten das Westgotenreich und erobern die Pyrenäenhalbinsel.

732 Der fränkische Majordomus Karl Martell siegt über die Araber bei Tours und Poitiers.

750—1258 Die Omaijaden werden von den Abbassiden abgelöst, die in Bagdad residieren, bis sie von den Mongolen verjagt werden.

778 In Bagdad beginnt das Glanzzeitalter der Kalifen unter Harun al Raschid.

1096—1270 Das Abendland organisiert sieben Kreuzzüge zur Eroberung Palästinas.

1300 Osman I. begründet in Kleinasien das Osmanische oder Türkische Reich als dessen erster Sultan.

1389 Murad I. siegt über die Serben auf dem Amselfeld bei Kossowa; Serbien wird tributpflichtig.

1396 Bajasid I. siegt über ein großes Kreuzheer bei Mikopolis an der Donau.

1453 Mohammed II. erstürmt und besetzt Konstantinopel, wodurch das Ende des Oströmischen Reichs besiegelt wird.

1479 Venedig erzielt einen Frieden mit den Türken, wonach der Republik einige Küstenplätze in Morea, außerdem Korfu und Kreta verbleiben; alles übrige Land, bis nach Ungarn, wo Johann Hunyadi und sein

Digitized by Google

Sohn Matthias Corvinus den Türkensturm abwehren, gehört zum Osmanischen Reich.

1526 Ludwig II. von Ungarn fällt in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken, worauf die Habsburger seine Erbschaft antreten.

1529 Suleiman II. belagert vergeblich Wien.

1565 Malta wird vom Johanniterorden, dessen Großmeister La Valette ist, ruhmvoll gegen die Türken verteidigt.

1566 Suleiman II. stirbt vor Szigeth, wo sich Zriny den Heldentod gibt.

1571 Die türkische Flotte wird bei Lepanto durch Don Juan d'Austria, einen Stiefbruder Philipps II. von Spanien, vernichtet.

1683 Die Türken belagern Wien zum zweitenmal erfolglos; der tapfere Verteidiger Graf Starhemberg und Herzog Karl von Lothringen schlagen sie beim Kahlenberg nächst Wien.

1686 Ofen wird den Türken entrissen; diese müssen aus Ungarn überhaupt weichen.

1709—14 Karl XII. von Schweden findet bei den Türken Zuflucht und arbeitet für einen Krieg gegen Rußland.

1697 Prinz Eugen schlägt die Türken bei Zenta an der Theiß; Belgrad wird den Türken entrissen.

1798—1799 Napoleon Bonaparte zieht nach Ägypten und schlägt bei den Pyramiden die Mamelucken entscheidend; Kairo wird von den Franzosen erobert.

1821—1829 Die Griechen empören sich wider die Pforte; die Türken richten unter den Bewohnern von Chios ein Blutbad an; Missolunghi wird von den Griechen und Fürst Ypsilanti tapfer verteidigt; England, Rußland und Frankreich treten für die Griechen ein; in der Schlacht bei Navarin wird die türkische Flotte von den Verbündeten vernichtet; russische Truppen überschreiten den Balkan; der Friede von Adrianopel bestimmt die Unabhängigkeit Griechenlands, dessen erster König Otto I. aus dem Haus der Wittelsbacher die Regierung ergreift; die Fürstentümer Moldau, Walachei und Serbien erhalten christliche Statthalter unter türkischer Oberhoheit.

1840 Frankreich unterstützt den aufständischen Mehemed Ali von Ägypten gegen die Türkei.

1854—1856 Der Angriff Rußlands auf die unter türkischer Oberhoheit stehenden Donaufürstentümer, angeblich zu deren Befreiung unternom-

Digitized by Google

men, führt zum Krimkrieg; französische und englische Truppen landen auf der Halbinsel Krim; Sebastopol wird nach längerer Belagerung von den Verbündeten eingenommen; im Frieden von Paris tritt Rußland die Donaumündungen an die Pforte ab.

1859 Moldau und Walachei werden zum Fürstentum Rumänien unter türkischer Oberhoheit vereinigt.

1877—1878 Die Aufstände der Slawen in Bosnien und in der Herzegowina gegen die Türkenherrschaft veranlassen einen neuen russisch-türkischen Krieg; russische Truppen übersetzen die Donau und erobern den Schipkapaß im Balkan; die Türken unter Osman Pascha behaupten sich in Plewna, müssen sich aber schließlich den vereinigten Russen und Rumänen ergeben; darauf rücken die Russen in die Nähe von Konstantinopel vor und erzwingen den Frieden zu San Stefano; England protestiert gegen die von Rußland gestellten Bedingungen, verbündet sich mit den Türken, die ihm Zypern überlassen, und nimmt eine kriegerische Haltung ein; so kommt es zum Berliner Kongreß.

1878 Der Berliner Kongreß beschließt: Das neue, der Pforte tributpflichtige Fürstentum Bulgarien wird auf das Land nördlich vom Balkan mit Sofia beschränkt; der südliche Teil bleibt türkische Provinz (Ostrumelien), erhält jedoch eine eigene Verwaltung unter einem christlichen Statthalter; Österreich-Ungarn wird beauftragt, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und in Verwaltung zu nehmen; die vergrößerten Fürstentümer Rumänien, Serbien und Montenegro werden unabhängige Staaten; Rumänien tritt Bessarabien an Rußland ab und bekommt hiefür die nördliche Dobrudscha.

1897 Ein Aufstand der Insel Kreta gegen die türkische Herrschaft veranlaßt einen Krieg zwischen der Türkei und Griechenland; dieses wird besiegt; gleichwohl erlangt Kreta eine christliche Verwaltung auf Betreiben der Großmächte.

1908 Die Türkei wird konstitutionelle Monarchie; die Jungtürken entthronen Abdul Hamid II. und führen eine liberale Herrschaft ein; Bulgarien mit Ostrumelien vereinigt, erklärt sich für unabhängig; Fürst Ferdinand I. von Bulgarien nimmt den Titel eines Zars an; Österreich-Ungarn nimmt Bosnien und die Herzegowina endgültig in Besitz.

1911—1912 Italien erklärt an die Pforte den Krieg und erobert Tripolitanien, sowie die Cyrenaica.

Digitized by Google

1912—1913 Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland eröffnen den ersten Balkankrieg wider die Türkei; die Bulgaren schlagen diese bei Kirkkilisse und Lüle-Burgas, die Serben bei Kumanowo; Üsküb, Saloniki, Skutari, Adrianopel fallen den Verbündeten in die Hände; im Frieden zu London tritt die Pforte alles Gebiet nordwestlich von der Linie Enos-Midia nebst Adrianopel ab; Albanien wird ein selbständiges Fürstentum. Nach dem zweiten Balkankrieg zwischen Serbien, Montenegro und Griechenland gegen Bulgarien fällt im Frieden von Konstantinopel Dimotika, Adrianopel und Kirkkilisse an die Pforte zurück.

1914 Die Türkei schließt sich dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn im Kampf gegen Rußland, Frankreich und England an.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. Kapitel. Mohammed. Der Islam. Die Anfänge der Osmanen. 1
2. Kapitel. Die Türken in Europa und die Schlacht auf dem Amselfeld 12
3. Kapitel. Die Eroberung von Konstantinopel 18
4. Kapitel. Soliman der Große 32
5. Kapitel. Das politische und kulturelle Leben der Türkei im Zeitalter ihrer Blüte und Machtentfaltung 38
6. Kapitel. Anzeichen des Niedergangs 45
7. Kapitel. Die Belagerung Wiens 1683 52
8. Kapitel. Das Zeitalter des Prinzen Eugen bis zum Frieden von Belgrad (1739) 58
9. Kapitel. Die Türkei um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert 66
10. Kapitel. Der Abfall Griechenlands 73
11. Kapitel. Der Krimkrieg 79
12. Kapitel. Rumänien, Montenegro und Serbien 87
13. Kapitel. Der Aufstand in Kreta. Der Suezkanal. Die türkische Verfassung 93
14. Kapitel. Das Zeitalter des Berliner Kongresses 103
15. Kapitel. Die Regierung Abdul Hamids II. 109
16. Kapitel. Der erste und der zweite Balkankrieg 116
Regententafel 124
Zeittafel 126

Digitized by Google

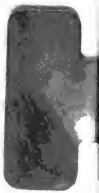
Digitized by Google

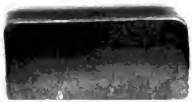
Digitized by Google

89095845046

B89095845046A

Digitized by Google





Digitized by Google

8909584504b
b89095845046a

Digitized by Google